



Ernst - Wiechert - Brief

Internationale Ernst - Wiechert - Gesellschaft e.V. (IEWG)

Nr. 17

Herbst 2013



E W Monogramm Ernst Wiecherts
auf dem Einband von „Die Legende vom letzten Wald“
erschienen 1925 im Habel und Naumann Verlag Regensburg und Leipzig

als Halblederausgabe auf Büttchen, Ausstattung Otto Horn, Leipzig,
überreicht zur 100-Jahrfeier des Börsenvereins Deutscher Buchhändler KANTATE 1925

Liebe Wiechert - Freundinnen und - Freunde,

eine herzliche Begrüßung mit guten Wünschen zum Erscheinen des 17. Ernst-Wiechert-Briefes. Der Brief erreicht Sie nach einem, hoffentlich auch für Sie schönen Sommer und rechtzeitig zur Herbstzeit, die für manch einen von uns die längeren Abende bringt und den Gang zum Buchregal. Ich wünsche Ihnen Freude beim Lesen.

Vielleicht ist ja auch wieder einmal ein „Wiechert“ dabei. Zum Beispiel die wunderbare, geheimnisvolle Novelle „Schnitter im Mond“. Auf seiner Internetseite bespricht Henner Reitmeier diese Novelle und andere Dichtungen und stellt den Lebensweg des Dichters und Erzählers Ernst Wiechert vor. <http://siebenschlaefer.blogger.de/topics/Wiechert,+Ernst/> Den Autor dieser Internet-Veröffentlichung hat offensichtlich die Kraft der Sprache und der Gang der Handlung in der Novelle besonders angesprochen und er hat sich begeistern lassen.

In diesem 17. Wiechert-Brief finden Sie einen umfangreichen und sehr einfühlsamen Bericht über die 12. Wissenschaftliche Tagung der IEWG im Juni diesen Jahres in Mülheim, den Anneliese Merkel, Mitglied des wissenschaftlichen Beirats der IEWG für den Wiechert-Brief geschrieben hat. Sie werden viel von der Atmosphäre der Tagung und von dem Inhalt der Beiträge erfassen können. Ein reichhaltiges Programm haben wir genießen können! Die viel gelobte und oft beschriebene, fast familiäre Atmosphäre trotz des wissenschaftlich anspruchsvollen Programms hat Anneliese Merkel in ihrem Bericht in diesem Brief wiederum aufgezeichnet. Vielen Dank dafür. Es ist aber nur ein Bericht von der Aktivität unserer Gesellschaft aus zweiter Hand. Nehmen Sie sich vor, auch selbst wieder einmal zu einer Tagung zu kommen, um uns persönlich kennen zu lernen. Wir werden Sie weiterhin in den Ernst-Wiechert-Briefen dazu einladen.



Bericht über die 12. Wissenschaftliche Tagung der IEWG in der Wolfsburg in Mülheim / Ruhr vom 28.06.2013 bis 30.06.2013

von Anneliese Merkel

Obwohl der Auftakt unserer 12. Wissenschaftlichen Tagung ebenso verregnet war wie der Beginn der 11. vor zwei Jahren, so tat dies der Freude über das Wiedersehen mit Freunden und Vertrauten in der Herzlichkeit der Begrüßung und im weiteren Beisammensein keinen Abbruch. Im Gegenteil: Mir war so, als rückten wir von Tagung zu Tagung immer enger zusammen. Wir gedachten aber auch all jener Mitglieder, die durch Alter, Krankheit und Gebrechlichkeit verhindert waren, an unserem diesjährigen Treffen teilzunehmen. Sie blieben von Beginn an in Gedanken bei uns, ebenso wie die Verstorbenen, an die wir uns mit Wehmut erinnern: Herr Dr. Pleßke, Frau Slivka und zuletzt Herr Professor Dr. Fangmeier.

Eröffnet wurde die Tagung nach der Begrüßung am 28.6.2013 mit dem **Vortrag von Frau Dr. Krenzlin zum Thema: Nun, Mutter, schrei! - Vaterlandsgedanke und Opferideen in Ernst Wiecherts Drama „Der verlorene Sohn“**. Dieses schwer verständliche und verschlüsselte Werk aus dem Jahr 1933 schloss sie in vier Schritten folgendermaßen auf:

Zu 1: Die Wortbedeutung der Begriffe Heimat und Vaterland erläuternd:

Heimat als Gefühl enger Verbundenheit, hervorgehend aus Hof- und Grundbesitz, also das Land, wo man geboren wurde und zu dem man, wenn man es verläßt, einen krankhaften Zustand, Heimweh genannt, entwickelt (so eine Beschreibung in einem Lexikon von 1838). - Daraus entsteht Vaterlandsliebe (zum Land der Väter), also Patriotismus mit allen seinen Erscheinungsformen.

Zu 2: Die Handlung spielt in einer Müllerfamilie, die zwei Söhne hat: Leberecht, den bodenständigen, fleißigen, an die konventionellen Lebensformen angepassten Älteren und Johannes, den Träumer,

der sich von zu Hause lossagt und im 2. Aufzug des Stückes als Musiker in die Welt zieht, bis er in einem Wirtshaus auftaucht. Hier erfährt er die „Erweckung“. In seinem nächtlichen Gespräch mit einem Soldaten, der an der Somme die Beine verlor, und in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn, das auf die Beziehungen zur Mutter umgedeutet wird, kommt er zu der Erkenntnis: „Ich will mich aufmachen und in meine Heimat gehen“, was hier bedeutet, an die Front. Im 3. Aufzug kommt Leberecht auf Urlaub als Leutnant ins Elternhaus zurück, Johannes hingegen in schmutziger Felduniform und mit grauem Gesicht. Er erzählt von seinem Erweckungserlebnis. Leberecht, an die Front zurückgekehrt, fällt alsbald. Die Mutter ist jedoch nicht verzweifelt, sie trauert nicht. Johannes weigert sich, an die Front zurückzukehren und ruft der Mutter zu: „Nun schrei, Mutter, schrei!“ Doch diese schreit nicht, sondern stimmt ihn um. Im 4. Aufzug führt Johannes die Nachhut beim Rückzug und findet den Tod. - Von der Mühle aus ziehen Mutter, Magd und Knecht dem Trupp nach.

Zu 3: Gedankliche Konstruktion: Die väterliche Mühle ist kein Zuhause für Johannes. Die biblische Form der Rückkehr (zu Vater und Mutter) verbietet sich. Ihm bleibt nur die Flucht aus der Welt in den Tod. Der Tod ist es, der die große gleich machende Gerechtigkeit schafft. Zudem, da es sich in diesem Drama um einen Muttermythos handelt, ist es nicht der Kaiser, der die Söhne in den Krieg schickt, sondern die Mütter sind es. Der größte Schmerz der Mütter entsteht nicht durch den Tod ihrer Söhne, sondern durch deren Kriegsverweigerung, weil es hierbei um Ehrverlust geht. Und der Krieg wird zur Heimat der Verlorenen, eine Sinnstiftung, die sich nur schwer erkennen lässt. Der Krieg wird hier in einem ganz anderen Licht gesehen. Er dient nicht der Vaterlandsverteidigung und zeigt keine Eroberungsgelüste. Vielmehr ist er eine Überhöhung, denn er erlöst durch den Kriegstod von Zwängen. Nur die Verlorenen sind tot und werden im Krieg (in Todesgefahr) erst lebendig, vergleichbar mit dem Tod des Hans Castorp in Thomas Manns „Zauberberg“ und auch mit dem Erlösertod Christi.

Schlussbetrachtung: Das Drama kam 1938 durch Heinz Hilpert auf die Bühne. Es zeigt einen Schlachtentod in religiösem Licht als Strafe für ungenügende Demut. Die Verlorenen sind eine internationale Erlösungsgemeinschaft statt einer nationalsozialistischen Volksgemeinschaft.

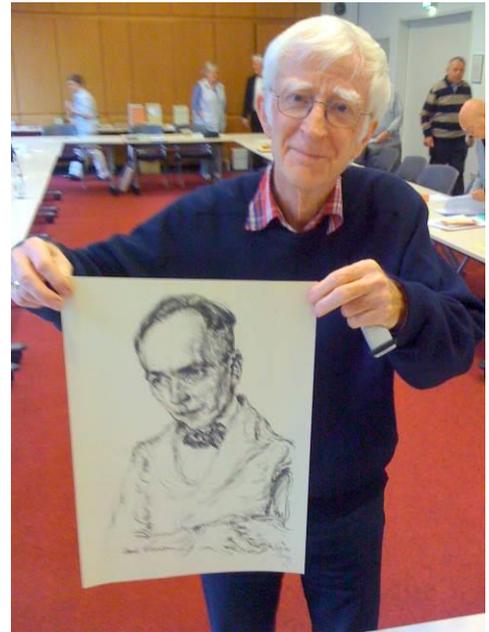
In der Aussprache wurden folgende Stimmen laut: Herr Weigelt sieht die Begriffe Heimat und Vaterland als aufgelöst an. Die verlorenen Söhne bilden eine vaterlandsübergreifende Gemeinschaft, die zu Tod und Verklärung führt. Der Krieg wird als Lösung aus der Erstarrung betrachtet, gesellschaftliche Schranken und soziale Schichten werden aufgebrochen. Bettler und König begegnen sich auf einer Ebene. Herr Weigelt weist hier auf die Schützengrabengemeinschaft in den „Jerominkindern“ hin. Und die Toten sind immer da, ohne eine verklärende Rolle einzunehmen. Das Resultat ist eine neue Form des Zusammenlebens danach, anschaulich gemacht in der Sterbeszene zwischen Jumbo und dem kleinen Leutnant.

Frau Dr. Krenzlin merkte an, dass das Drama expressionistische Züge enthält, die sich aus romantischen Bildern speisen, und Herrn Golaszewski erinnert das Stück an Frühwerke wie „Der Wald“ und „Der Totenwolf“.

Beim Abendessen erholten wir uns alle bei etwas leichter Kost von diesem sehr interessanten, aber schwer zugänglichen Wiechert-Werk.

Danach hielt Herr Michael Stumpp einen Vortrag über seinen Onkel **Emil Stumpp (1886 - 1941), einen bekannten Porträtzeichner seiner Zeit und Lehrerkollegen von Ernst Wiechert**. Er gab uns eine umfangreiche Lebensbeschreibung, die ich hier zusammenfassend skizziere:

Emil Stumpp, 1886 bei Heilbronn geboren, war in der Wandervogelbewegung, machte 1904 Abitur, besuchte die Kunstschule in Karlsruhe, studierte Germanistik, Geschichte, Philosophie, lernte Schwedisch und Norwegisch. In der unverfälschten Natur suchte er das Leben des freien Menschentums. 1914 legte er sein Staatsexamen ab, wurde Kriegsfreiwilliger, später Referendar am Hufengymnasium in Königsberg. Er lebte im Zwiespalt zwischen Lehrer- und Künstlerdasein. Im Dezember 1923 bat er um Beurlaubung, um nach Schweden zu gehen, kündigte anschließend und ging 1924 nach Berlin, um später Freiberufler zu werden. Er begann mit Portraits von Sportlern und Segelfliegern. Langsam machte er sich einen Namen und zeichnete Größen in Kunst, Politik und Literatur (u.a. auch Ernst Wiechert). Seine 1933 entstandene Hitlerzeichnung gefiel nicht. Die Zeitung, für die er arbeitete, wurde beschlagnahmt, Emil Stumpp erhielt Berufsverbot. Fortan arbeitete er viel im Ausland, besonders in Schweden. 1940 kehrte er nach Deutschland zurück, da seine Tochter verstorben war. Danach wurde ihm die Ausreise verweigert. Mit Landschaftszeichnungen hielt er sich über Wasser. Bald wurde ihm vorgeworfen, Kontakt zu französischen Kriegsgefangenen zu haben. Zudem hatte er eine briefliche Auseinandersetzung mit einem Dr. Sattler von der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“, der in einem Artikel die Kulturleistungen der „Feinde“ herabgesetzt und Churchill geschmäht hatte. Stumpp entgegnete u.a.: Überhaupt finde ich es des deutschen Volkes unwürdig, dass Dinge, wenn wir sie verrichten, große Leistungen und Heldentaten sind, zu Schurkereien werden, sobald sie der Feind tut. Den Feind zu schmähen, hat noch nie etwas ausgerichtet. Es schadet nur uns selbst. Es dürfte unmöglich sein, einen ursächlichen Zusammenhang herzustellen zwischen Kultur und Waffenerfolgen.“ Emil Stumpp wurde denunziert und verhaftet, erhielt ein Jahr Gefängnis und verstarb in der Haft am 5. April 1941.



Das Verhältnis zu Ernst Wiechert war zunächst nicht ganz ungetrübt. Emil Stumpp schrieb 1928 an den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin: „Ernst Wiechert war damals noch reaktionär aus nationalen und ästhetischen Gesichtspunkten, aber er hat doch den anderen gegen mich wenigstens nicht beigestanden.“ Später sollte sich das Verhältnis in Herzlichkeit verwandeln, was einige Auszüge aus Briefen belegen, die zwischen beiden gewechselt wurden.

Wir erhielten einige Blätter im DIN-A4-Format, die detaillierter als ich es hier beschreibe, die wesentlichen Bezugspunkte zum Leben Emil Stumpps und zu seiner Beziehung zu Ernst Wiechert zusammenfassen. Auf Wunsch von Emil Stumpp schickte Wiechert ihm am 4.11.1940 die Bücher „Die Flucht“ und „Der Totenwald“ ins Gefängnis und schrieb: „Die Flucht“ will ich nicht mehr auflegen lassen. „Der Totenwald“ kommt mir vor, als sei er von einem Fremden geschrieben. Also, ich habe lange gebraucht, um den Weg zu mir selbst zu finden.“

Herr Michael Stumpp hatte einige Original-Portraits seines Onkels mitgebracht, u.a. das „missglückte“ Hitler-Portrait und Portraits von Ernst Wiechert. Wir konnten uns vom Können dieses großen Zeichners überzeugen.

Dieser erste, schon sehr ertragreiche Tag endete für viele von uns beim gemütlichen Zusammensein in der Zisterne.

Der Samstag (29.6.2013) begann nach dem Frühstück (es regnete immer noch oder schon wieder), mit der Mitgliederversammlung. Über das Ergebnis derselben werden Sie an anderer Stelle (weiter unten) gesondert unterrichtet werden, auch über die Wahlen.



Der neu gewählte Vorstand der IEWG und die wissenschaftlichen Beiräte sind auf dem nebenstehenden Foto zu sehen (von links: Anneliese Merkel, Joachim Hensel, Bärbel Beutner, Bernd Oppelt, Hubertus-Jörg Riedlinger, Leonore Krenzlin, Klaus Weigelt, Sigrid Apitzsch, Marcin Golaszewski, Günter Bartenschlager)

Schwerpunkt des Vormittags wurde dann der Vortrag von Herrn **Dr. Joachim Hensel** mit dem Thema: **„Nimmt man das Vaterland an den Schuhsohlen mit? Christian Donelaitis und Johannes Bobrowski – zwei Literaten im osteuropäischen Grenzgebiet auf der Suche nach regionaler Identität“**.

In diesem umfangreichen und vielschichtigen Vortrag führte uns Herr Dr. Hensel stufenweise, von Ernst Wiechert ausgehend zu den oben genannten Literaten und deren Verbindung zum übergeordneten Thema „Heimat“ oder auch „Vaterland“. Aufgelockert wurde der Vortrag durch die Lesung einiger Passagen aus den „Jahreszeiten“ von Donalitus, gelesen von Frau Hensel. Ich will diesen wichtigen Beitrag etwas näher beleuchten und verwende zum besseren Verständnis auch kurze Textpassagen aus diesem Vortrag (die nicht extra gekennzeichnet sind):

Als Ernst Wiechert 1940/1941 den Roman „Die Jerominkinder“ schrieb, war das für ihn ein abschiedliches Aufzeichnen von dem Bild seiner Heimat, die er für immer verloren sah. Er wollte mit dem Roman die Besonderheiten seiner heimatlichen Region festhalten und festschreiben. Und er wollte den Menschen dieser Landschaft ein Denkmal setzen. In „Jahre und Zeiten“ heißt es: „Ich schreibe es, als ob kein Krieg und kein Drittes Reich wäre, keine Verfemung des Alten Testaments, keine der Liebe, der Duldung, der Menschlichkeit. In diesem Leben eines armen und hinter der Welt gelegenen Dorfes gewinne ich mein Leben wieder, seinen Anfang, seine Schwermut, seine Tapferkeit“.

Ernst Wiecherts Heimat dient also als Therapeutikum für den lauten, sinnlosen, auf Konfrontation, auf Oberflächlichkeit und Zerstreuung ausgerichteten Zeitgeist. Ernst Wiechert hat uns sowohl in diesem wie auch in anderen Werken ein Erbe hinterlassen, von dem auch die Wiechert-Gesellschaft profitiert. Denn es wird vorwiegend die immer wieder zu spürende Gebundenheit an die masurische Heimat sein, die auch in Polen und im Königsberger Gebiet eine solche Begeisterung für das Werk Ernst Wiecherts hervorgerufen hat.

Auch andere Autoren, allen voran Siegfried Lenz, bezeugen in ihren Werken die Liebe zur masurischen Heimat. Siegfried Lenz hat betont, dass Menschen, die aus Ostpreußen stammen, besonders empfindungsstark sind und sich von allem Erlebten leicht und intensiv und bleibend beeindruckend lassen. Zu nennen sind noch Arno Surminski und der Jurist aus Heydekrug, Ernst Wiechert, der im Memelland litauische Geschichten aufschrieb und das kulturelle Erbe dieser Region festhielt. Aber auch die Maler dieser Region zwischen drei Ländern waren beeinflusst von der Landschaft der Kurischen Nehrung, von der Einsamkeit, der Weite und vom Licht. Die Anfang des 20. Jahrhunderts gegründete Künstlerkolonie in Nidden brachte u.a. Namen wie Max Pechstein, Lovis Corinth und Ernst Mollenhauer hervor. Sie ergänzten aber ihre Bilder durch Motive der litauischen Volkskunst, Grafik und Ornamentik aus dem Nachbarland.

Walter Heymann war ein philosophierender Dichter, der in der Welt der Kurischen Nehrung lebte. Ihm ist der Treibsand das Symbol für das immer drohende Chaos, für die Vermischung der Völker und das Grab der Generationen und deren Zivilisation, für die ewige Bewegung und für die Unendlichkeit.

Agnes Miegel ist noch zu nennen mit ihren „Geschichten aus Altpreußen“ und Hermann Sudermann mit seinen „Litauischen Geschichten“. Eva Simonaityte ist heute eine der bedeutendsten litauischen Schriftstellerinnen in der Grenzregion. Sie schätzt die Gedichte unseres Vorstandsmitglieds Dr. Ahr sehr und hat ein Gedicht von Reinhold Ahr in ihren Sammelband von Gedichten zur Landschaft im Memelland mit aufgenommen.

Die westfälische Journalistin Ulla Lachauer zeigt uns in ihren Büchern das Völkergemisch dieser Region und den dringenden Wunsch der Bewohner, eine Identität, ein eigenes Nationalbewusstsein zu entwickeln. Es stellt sich die Frage: „Woher komme ich? Welche Heimat klebt an meinen Schuhsohlen?“ - Damit sind wir bei dem Vortragsthema.

Herr Dr. Hensel gibt an dieser Stelle einen kurzen Abriss der politischen Geschichte dieser memelländischen Grenzregion, um dann zur Betrachtung des Dichterschaffens von Christian Donelaitis überzugehen. Dieser preußisch-litauische Dichterpastor lebte in jenem preußisch-memelländischen Grenzgebiet an der Grenze nach Litauen. In diesem Gebiet schreiben Dichter mit „den Seelen dreier Völker“: kurische Gebete, litauische Lieder, deutsche Gedichte.

Kristijonas Donelaitis wurde 1714 in der Nähe von Gumbinnen geboren, absolvierte ein Theologiestudium in Königsberg, nannte sich fortan mit dem lateinischen Namen Donalitus, wurde Kantor und Schulrektor. Von 1743 bis 1780 war er Pastor in einem kleinen Dorf. Er wurde durch sein Studium sogar befähigt, seine Gedichte in lateinisch, griechisch und hebräisch und auch in Litauisch, französisch und deutsch zu schreiben.

Erhalten sind von Donalitus viele literarisch wertvolle und ergiebige Eintragungen ins Kirchenregister, wobei er die Taufeintragungen oft mit ausschmückenden Anmerkungen versah. Der Betrachtungsschwerpunkt des Vortrags lag auf seinem Hauptwerk, der Versdichtung „Metai“, das heißt „Jahr“ oder „Jahreszeiten“. Es sind über dreitausend Verse in Hexametern geschrieben und in loser Folge ohne durchgehende Handlung aneinander gereiht. Es sind Bilder der Jahreszeiten im ländlichen Bereich, die das Leben der Bauern und Häusler beschreiben.

Sie tragen Überschriften wie z.B. „Daten des Herbstes, Sorgen des Winters, Freuden des Frühlings, Arbeiten des Sommers.“ Das Werk reiht sich ein in jene bukolische Idyllendichtung, die in Europa seit der Antike Tradition hat. Dennoch unterscheiden sich Donalitus „Metai“ von der Idyllendichtung des 18. Jahrhunderts dadurch, dass sie die konkrete Situation der Bauern und Scharwerker beschreiben und in gut lutherischer Gesinnung weder mit Ermunterung noch mit Ermahnung gespart wird.

Frau Hensel las dann einen köstlichen Ausschnitt aus „Sommers Mühlen“.

Erst nach dem Tod des Dichters wurde das Werk gefunden und kam 1818, 38 Jahre nach seinem Tod, zur ersten Veröffentlichung. Ludwig Passarge nahm 1894 eine neue Veröffentlichung in Angriff und schrieb in seinem Vorwort: „Hätte Donalitus seine „Jahreszeiten“ in einer der großen Kultursprachen verfasst, er wäre in der Reihe der großen Dichter einer der ersten“. Ein Nachdruck der Passarge-Übersetzung war für das Jahr 1949 geplant. Ernst Wiechert sollte das Vorwort schreiben. Das Umschlagbild existiert, das Vorwort von Ernst Wiechert, geschrieben auf dem Rütihof im Juni 1949, ist nur als maschinenschriftliches Manuskript erhalten. Der Band ist jedoch nie erschienen. Ein Nachfahre von Donalitus, Lutz Wenau, der bei Bremen lebte und vor einigen Jahren starb, hatte das Werk im Selbstverlag auf den Markt gebracht. Ihm verdanken wir auch den Wiechert-Text, aus dem ich zitiere:

„ Wir haben dieses Land nicht vergessen und nicht seinen Dichter, bei dem kein geringerer als Goethe an den Sänger der Ilias und der Odyssee gedacht hat. Wir haben die traurige Schönheit seiner Landschaft nicht vergessen, die dunklen Ströme, die einsamen Moore, den Kranz der Dünen, die Schwermut seiner Lieder. Immer war der östliche deutsche Mensch auch dort zu Hause, wo die Größe der Erde noch einmal sich vor ihm erhob, ehe hinter der Grenze das Grenzenlose begann. Und wenn wir dieses Toten und seines Werkes hier noch einmal gedenken, so erinnern wir uns nicht nur des einen Mannes und des einen Volkes, sondern des schmerzlichen Wandels, der über unsere Erde gekommen ist und über den von allen noch tröstenden Stimmen am unverganglichsten vielleicht die der Dichter ertönt.“

Geblichen aber ist im Baltikum eine wieder erwachende Beschäftigung mit diesem litauischen Dichter. Es gibt eine Donalitus-Gesellschaft in Vilnius. Die „Jahreszeiten“ von Donalitus sind Muster und Vorbild litauischer Dichtkunst, sozusagen das Nibelungenlied, die Edda oder die Kalevala für diese Nation. Die „Jahreszeiten“ von Donalitus gehören zum internationalen Kulturgut in unserem europäischen Haus.

Diesem Christian Donalitus hat nun der bedeutende Lyriker und Erzähler Johannes Bobrowski in seinem Werk „Litauische Claviere“ ein Denkmal gesetzt.

Bobrowski wurde 1917 in Tilsit geboren und kam 1928 nach Königsberg. Hier wurde Ernst Wiechert sein Lehrer. Später wurde der Verlagslektor Fritz J. Raddatz, ein langjähriger Weggefährte Bobrowskis, in einem Interview für DIE WELT gefragt, ob Ernst Wiechert Bobrowskis Schreiben beeinflusst hat. Er antwortete: „Die Texte des jungen Bobrowski zeigen hin und wieder einen Wiechert-Ton. Aber gesprochen hat er nicht davon, nichts über Wiechert publiziert.“

1944 waren erste eigene Gedichte Bobrowskis erschienen. 1955 hat Peter Huchel (bedeutender Lyriker, nach ihm ist der renommierte Peter-Huchel-Preis benannt) einige Gedichte in die Zeitschrift „Sinn und Form“ aufgenommen. Aber erst 1961 erschien die erste Gedichtsammlung „Sarmatische Zeit“ in der Deutschen Verlagsanstalt. Viele seiner Gedichte besingen die Memelregion, ihre Landschaft und eigentümliche ethnische Mischung. In sein Werk fließt an vielen Stellen deutsches, baltisches und slawisches Kulturgut mit ein mit den Besonderheiten der Sprache und den Mythen der Landschaften und Regionen. Er selbst bezeichnet die Geschichte von Deutschen und osteuropäischen Völkern als sein Generalthema. Er versucht, Neigungen zu wecken zu den Litauern, Russen, Polen. Berühmt wurde Bobrowski mit seinem Roman „Levins Mühle“. Der Schriftsteller Werner Bräunig (1934-1976) sagte in seinem Nachruf auf Bobrowski: „Die Prosa ist so, wie sie einmal war, als noch mündlich erzählt wurde. Er weit dafür Gründe. Nämlich: Er macht das aus Angst. Das ist eine große Angst davor, dass die deutsche Sprache sich auszehren könnte und lahm gehen an langen Stelzen und Krücken, und eines Tages könnte sie dann tot sein.“ Ein anderer Verehrer schreibt: „Bei ihm sammeln sich die Bilder der Vergangenheit zur Dichtung.“

1962 erhielt Bobrowski den Preis der Gruppe 47, der bei den Schriftstellertreffen verliehen wurde, zu denen Hans Werner Richter nach dem Zweiten Weltkrieg einlud. Nur drei Jahre später starb Johannes Bobrowski. Die erst kürzlich verstorbene Lyrikerin Sarah Kirsch widmete ihm das Gedicht „Geh unter schöne Sonne“.

Der schon erwähnte, an Donalitus erinnernde Roman „Litauische Claviere“ erschien 1964. Er spielt im Memelgebiet und erzählt vom Leben der Menschen dort im Jahre 1936.

Um Material zu sammeln für Libretto und Musik zur Vertonung der „Jahreszeiten“ von Donalitus, erleben der Schulprofessor Vogt und Herr Primgeiger Prawehn auf ihrem Ausflug in die Memelniederung einen typischen Konflikt für dieses Grenzland, das nach seiner Identität sucht. Der litauischen Bevölkerung, die am Rombinus, dem heiligen Berg, ein Fest feiern will, stehen die

Landeskinder Preußisch Litauens gegenüber, die ihrer unglücklichen Königin Luise huldigen. Auf der dritten Seite treten schon die ersten neuen Machthaber auf mit NS-Emblemen und Kommissstiefeln. Diese neue Zeitepoche bricht ein und entzaubert Bobrowskis Arkadien, die dörfliche Kindheit, Abgeschlossenheit, die aus Vorzeiten herüber reichenden Bilder einer aussterbenden Idylle.

Für Bobrowski offenbart sich das Litauertum nicht als geschnitztes Kreuz am Wege oder als Typ einer ehrgeizigen Bäuerin, sondern als einer der Aspekte, der in unserer Zeit aus der Sicht des Zusammenlebens der Völker zu betrachten ist. Das ist das Paradoxon der modernen Literatur: Der Schriftsteller beschreibt nicht ausführlich die litauische Wirklichkeit. Sie spiegelt sich wider in der Problematik seiner Werke.

Herr Dr. Hensel berichtet im Zusammenhang mit Bobrowskis „Litauischen Clavieren“ von einem ganz persönlichen und sehr eindrücklichen Erlebnis, das ihm widerfuhr, als er in Vilnius der Aufführung dieses Romans als Theaterstück mit dem Titel „Sandclaviere“ beiwohnte: „Wir saßen auf Holzbänken, die halbe Kirche war mit Nehrungssand gefüllt und darin suchten die Schauspieler ihre Vergangenheit und ihre Wurzeln. Kein einziges Wort habe ich verstanden, da ich der litauischen Sprache nicht mächtig bin, und doch habe ich alles verstanden.“

Ganz zuletzt fragt sich Herr Dr. Hensel persönlich: „Woher komme ich? Habe ich mein Vaterland Masuren an den Schuhsohlen mitgebracht? Er findet mehrere Antworten und darin zugleich die eine und für immer gültige:

„Der Dichter Donalitus stammt aus dem Kreis Gumbinnen. Gumbinnen ist die Geburtsstadt meines Vaters. Und wenige Kilometer davon entfernt liegt Kruglanken, der Geburtsort meines Großvaters. Im Nachbarkreis Stallupönen, wo Donalitus Kantor und später Schulrektor wurde, ist meine Schwiegermutter geboren. Die Vorfahren und Eltern Johannes Bobrowskis stammen aus Mitzischken im Memelland. Im Nachbarort Plaschken ist meine Großmutter geboren. Ernst Wiechert stammt aus dem Forsthaus Kleinort bei Peitschendorf. Weniger als 35 km davon entfernt liegt Johannsburg. Dort sind meine Mutter, mein Bruder und auch ich geboren. Und Ernst Wiechert schrieb sein Werk „Die Jerominkinder“ gerade in dem Jahr, in dem ich geboren wurde. Und Sowirog, das Dorf der Jeromins, liegt 12 km von „meinem“ Johannsburg entfernt. Es ist der Marktflecken, zu dem die Frauen aus Sowirog ihre Waren zum Verkauf trugen.“

Diesen hochinteressanten und vielschichtigen Vortrag mussten wir erst einmal verdauen, am besten bei einem guten Mittagessen und lebhaften Gesprächen.

Dass die Wiechert-Gesellschaft eine internationale ist und viele Mitglieder von weit her kommend den Sand verschiedener Länder an den Schuhsohlen trugen, bewies das diesjährige Treffen. Aus Russland kam Herr Dr. Fasbender, aus Polen Herr Dr. Golaszewski, aus Schweden Herr Prof. Dr. Nitsch und aus der Schweiz unsere langjährige Freundin Frau Wehrli.

Gestärkt ging es nach einer kleinen Ruhepause in die bei allen beliebten **Gruppenarbeiten**. Für diese Tagung hatten wir uns den **1. Band des Romans „Die Jerominkinder“** vorgenommen.

Herr Dr. Hensel leitete die Gruppe zum Thema: „Heimat – Geborgenheit oder Einengung?“ Unser neues Mitglied, Herr Ingo Esser fasste das Ergebnis zusammen:

Einengung und Geborgenheit müssen kein Widerspruch sein. Je nach Temperament und Anlage der Familienmitglieder zeigt sich beides in unterschiedlich starker Ausprägung. Frau Marthe ist wohl diejenige, die das Gefühl des Fremdseins am stärksten verkörpert und dies auch auf ihr soziales Umfeld ausstrahlt. Jons hingegen fühlt sich nicht eingeeengt, sondern geborgen. Die Heimat vermittelt ihm Werte, Sicherheit und Geborgenheit. Über das Heimweh hinaus muss er sich am jeweils neuen Ort das Heimatgefühl wieder neu erarbeiten. Es gelingt ihm im Umgang mit Menschen seiner

Denkungsart (z.B. Jumbo). Zudem hilft ihm die Aussicht auf die Möglichkeit der Rückkehr. Sie lindert das Heimweh und verleiht eine zuvor nicht empfundene Stärke und innere Widerstandskraft.

Frau Dr. Beutner war zuständig für das Thema: „Hoffnungsträger Jons Jeromin zwischen rauchendem Meiler beim Vater und Studierstube bei Lehrer Stilling“. Ihr Resümee:

Beim Vater lernt Jons die Liebe zum Buch der Bücher, der Bibel. Des Vaters Formel „Die Gerechtigkeit auf den Acker tragen und die Welt bewegen“ wird vom Vater selbst ins rechte Licht gesetzt, indem er Jons erklärt, nicht er habe die Welt bewegt, sondern lediglich der Großvater Michael, der einen Mörder dazu bewegen konnte, sich seiner Tat zu stellen. Jons spätere große Begleiter Jumbo, der Stabsarzt und Lawrenz sind Figuren, durch die das Bild des Vaters immer wieder hindurch scheint. Und Jons ist bestrebt, das Herzensanliegen seines Vaters nicht zu enttäuschen. - Lehrer Stilling, der Wissensvermittler, ist bestrebt, seinen Lebenstraum, einer aus dem Dorfe möge aufsteigen aus der dörflichen Enge und Dumpfheit, an Jons in Erfüllung gehen zu sehen. Er ist auch derjenige, der Jons keine große Karriere verspricht, sondern ihn im Sinne der väterlichen Demut anleitet, seine Pflicht zu erfüllen und seinen ihm vom Schicksal und von Gott auferlegten Weg zu gehen. Er nennt sich selbst einen schlechten Lehrer, ist aber für Jons ein sehr guter Lebenslenker und Wegweiser. Gestärkt von diesen beiden Persönlichkeiten reift Jons zum charakterstarken Helden heran, der kein Unrecht duldet und sich z.B. mutig dem Scherenschleifer in den Weg stellt, um ihn nieder zu ringen, als der dieser sich auf Christean stürzt, welcher die Dorfkinder schützt, und statt dessen den Pfarrer Agricola trifft.

Die dritte Gruppe, bei der ich selbst moderierte, stellte sich die Frage: „Väterliches und mütterliches Erbe. Welche Saat geht auf in den Charakteren der Geschwister Jeromin?“

Zunächst las ich eine schriftlich vorbereitete Charakterisierung der jeweils sieben Geschwister vor, danach ging es in die Gesprächsrunde. Wir stellten fest, dass es die so genannten Kinder der Mutter gab, die vorwiegend ihr Anlage geerbt hatten. Dazu gehören Gina, Gotthold und Michael. Die Kinder des Vaters sind Maria, Christean, Friedrich und Jons. Die Kinder der Mutter verlassen, bis auf Michael, der aber jung stirbt, früh das Elternhaus. Hier also Heimatflucht, während die Kinder des Vaters der Heimat verbunden bleiben. Trotz ihrer eindeutig ausgerichteten Anlage konnten wir keine Schwarz-Weiß-Malerei in den Charakterzeichnungen erkennen, denn Gut und Böse entsprechen auch in diesen Figuren der Lebenswirklichkeit mit allen Schattierungen. So ist Gina nicht nur böse und egoistisch, sondern auch hellichtig im Hinblick auf das Kommende. Selbst Gotthold erkennt Christeans Kunst in gewissen Graden an, auch wenn er an anderer Stelle sein Lob wieder zurücknimmt. Der scheinbar etwas blass gezeichnete Christean ist der große Schweiger, drückt sich aber mit künstlerischen Mitteln aus. Im Lehrer-Schüler-Verhältnis von Jons zu Stilling und später zu Charlemagne zeigen sich starke autobiografische Züge. Ernst Wiechert hat keine fest gefügten blockartigen Charaktere geschaffen, sondern lässt seine Personen sich auf der Roman-Bühne entfalten. Sie figurieren bisweilen auch als ausgeformtes Wunschdenken des Autors. Darüber hinaus sind sie wie bei kaum einem Schriftsteller stark von familiären Gegebenheiten geprägt. Hier wurde in Analogie dazu noch Hermann Hesse genannt. Und was das väterliche und mütterliche Erbe betrifft, so brachte Frau Wolters von der Felix-Timmermanns-Gesellschaft diesen Dichter ins Spiel, dessen Figuren auch oft beide Anlagen offenbaren: Die Genussfähigkeit des Vaters verbindet sich mit der Hinwendung zum Mystischen bei der Mutter. Wir versuchten, das Verhältnis der Geschwister untereinander zur Sprache zu bringen und stellten fest, dass da nicht viel zur Sprache kam, weil untereinander nur wenig Kommunikation betrieben wurde, was der masurischen Mentalität der Wortkargheit zuzuschreiben ist, die sich eher in Gesten und Handlungen ausdrückt.

Ganz kurz wurde noch allgemein zum Roman gesagt, dass ein Nebeneinander von Pathos und Ernüchterung festzustellen ist. Auch stellte sich die Frage, ob die Ansprüche an den Hoffnungsträger Jons nicht zu hoch seien. Fragen, die nicht ausdiskutiert werden konnten, aber vielleicht beim nächsten Treffen erneut auf den Tisch kommen.

Auf den Tisch kam das Abendessen. Da unsere geistige Genussfähigkeit schon zu ihrem Recht gekommen war, wandten wir sie nun im Timmermanschen Sinne auf die kulinarischen Gaben an.

Herr Martin Garcia aus Wuppertal stellte sich dann der Gesellschaft vor. Er lebte 20 Jahre in Afrika und war ein enger Vertrauter unseres sehr geschätzten, im Februar verstorbenen Herrn Professor Dr. Fangmeier, der uns eindrücklich und bewegend einiges aus den Begegnungen mit Jürgen Fangmeier erzählte. Dieser sah sich in seinem Amt als „Hirtenhund“ und lebte nach dem Ausspruch „Das Wort, das in Erstaunen versetzt, verpflichtet.“ Dies konnten wir, die wir Jürgen Fangmeier in unserer Gemeinschaft erlebten, nur bestätigen. Zu unserer Freude teilte Herr Garcia mit, dass er sich entschlossen habe, Mitglied in unserer Gesellschaft zu werden. Wir begrüßten ihn sehr herzlich.

Als **Abendlesung** trug ich meine **fiktive Begegnung im Eulenwinkel** vor, die bereits in dem Sammelband „Von bleibenden Dingen“ aus dem Jahre 2002 veröffentlicht wurde. Während ich las, war mir, als führten noch einmal alle Wege mit Ernst Wiechert zusammen nach Sowirog. Wie man mir anschließend bestätigte, konnten die Zuhörer gut mitgehen und den verschiedenen, schon zuvor beleuchteten Aspekten des Romans „Die Jerominkinder“ noch einmal begegnen.

Den absoluten Abschluss des Höhepunkts des Tages brachte **eine Kassettenaufnahme mit der Stimme des Dichters selbst**. Diese Kassette war lange Zeit verschollen gewesen und hat sich nun über Umwege und Zufälle wieder auffinden lassen. Wiechert spricht aus einem Kapitel von „Jahre und Zeiten“ über „Das zerstörte Menschenantlitz“. Die Aufnahme stammt von 1949 und wurde 1987 anlässlich seines 100. Geburtstages über einen Wiener Radiosender ausgestrahlt. Seine Stimme ist klar, akzentuiert, ruhig, nachdenklich und mit ostpreußischem Tonfall versehen. Wir waren sehr glücklich über diese Wiederauffindung.

Der Ausklang des Tages fand wie üblich in der Zisterne statt. Ich saß neben Frau Hensel, die mir ihre wunderbaren Bildbände über Masuren zeigte, die das Ehepaar mit stimmungsvollen Fotografien selbst erstellt hatte. Sie erklärte mit großer Begeisterung jede Station, sodass der Funke übersprang und man am liebsten selbst sofort dort hinreisen möchte.

Der nächste und letzte Tag, Sonntag, 30.6.2013, begann nach dem Frühstück mit dem **Gottesdienst**, den **Herr Ciré** zusammen mit Herrn Heinze als Lektor und Frau Hensel an der Orgel gestaltete.

Es traf sich gut, dass genau an diesem Sonntag ein alttestamentlicher Text aus dem 1. Buch der Könige vorgesehen war. Denn dort ist vom Propheten Elija die Rede, von dem aus sich der Bogen zum Großvater Michael in den „Jerominkindern“ spannen ließ. Nach Ernst Wiecherts Beschreibung wurde Michael bei seinem tragischen Tod, ähnlich dem Propheten Elija, von der Erde hinweg genommen. Um die Geschichte anschaulich zu machen, erhielt jeder Gottesdienst-Besucher eine Bildpostkarte, die das Stuckrelief im Speisesaal des Priesterseminars in Rottenburg mit den Propheten Elija und Elischa (um 1740) zeigt. Vor 50 Jahren hat Herr Ciré mit seinen Kollegen dort gespeist, als er sich auf die Priesterweihe vorbereitete. Die dramatische Geschichte, an der sich die Predigt orientierte, wird erzählt im 2. Buch der Könige (2Kön 2, 11ff). In seinen Predigttext nahm Herr Ciré eine Passage aus den „Jerominkindern“ auf, in der es u.a. heißt: „Ferne hatte er (Großvater Michael) gelebt, ferne war er gestorben, und manche sagten, dass er gar nicht gestorben sei, sondern dass Gott ihn aufgehoben habe zu sich.“



Auf der Rückseite des schön gestalteten Gottesdienst-Programms befindet sich eine Fotografie von Herrn Dr. Hensel, auf der eine Skulptur aus dem Museum für volkstümliche Baukunst in Olsztynek (Hohenstein) in

Masuren zu sehen ist: ein vor den Pflug gespanntes Pferd mit dem pflügendem Bauern. Den Text der Predigt finden Sie in diesem Wiechert Brief auf Seite 16.

Nach dieser sonntäglich-feierlichen Stunde der inneren Einkehr wandten wir uns dem letzten Vortrag der Tagung zu: Herr **Dr. Marcin Golaszewski** sprach über das Thema:

„Voraussetzung zum Verständnis der Position des Dichters im 3. Reich anhand seiner Werke aus den 20er Jahren (der Gedanke des Völkischen).“

Herr Golaszewski las Auszüge aus seiner Habilitationsschrift vor. Darin strebt er eine differenzierte Interpretation der frühen Werke Wiecherts an. Er kommt zu der Feststellung, dass Biografie und Werk einander durchdringen. Die Texte sind stark geprägt von einer konservativen Zivilisationskritik. Sein völkisches Gedankentum führt, ohne dass er dies anstrebt, zum Nationalsozialismus, denn seine Heimatverbundenheit ist keine Blut- und Boden-Literatur, konnte aber von den Machthabern so gelesen werden. Die Beschreibung des Waldes, der für Wiechert geradezu existentiell ist, wird unterlegt mit Bibeltexten. Er selbst bekennt:

„Ich begann mit dem Wald und der Bibel, und damit werde ich wohl auch aufhören.“ Er stellt idealisierte, unverdorbene Menschen in den Raum einer unberührten Landschaft, auch nach dem Krieg. Misstrauen und Zweifel am deutschen Wesen entstehen erst in den 30er Jahren. Erste Anzeichen dafür sind die Ablehnung aller Uniformierten. Wiechert bewegt sich zwischen Pflichterfüllung und Kriegsablehnung. Es war dies die allgemeine Haltung des deutschen Konservativismus.

Herr Golaszewski ging näher auf einzelne Romane dieser Zeit ein. Schon in der „Flucht“ werden germanische Rituale als das Ideale empfunden. Im „Wald“ und im „Totenwolf“ idealisiert er die Rückkehr zur Urkraft der Natur und lehnt demokratische Kräfte als sittliche Verseuchung ab. Die Aufgabe des Dichters sei die Darstellung ewiger Dinge. Im „Totenwolf“ tritt das völkische Denken besonders stark hervor. Die Ideale kommunistischen Denkens werden abgelehnt (besonders plastisch dargestellt an der Figur des versoffenen Schusters), ebenso das Christentum. Der Krieg hingegen wird glorifiziert. Vorherrschend sind Hass und Kampf. Gott ist tot, der Mensch nicht vom Weibe, sondern vom Wahn geboren. Der Tiefpunkt von Wiecherts literarischem Schaffen ist erreicht, menschlich und ästhetisch. Paradoxer Weise überwand Wiechert aber mit diesen Büchern das Trauma des Krieges. Es waren, nach seiner eigenen Aussage, schwankende Jahre.



In der Aussprache merkte Herr Weigelt an, dass es sich beim Schreiben dieser Bücher für Wiechert um eine Katharsis gehandelt haben könnte, einen Läuterungsprozess, der ihm im Nachhinein die Augen öffnete. Frau Dr. Krenzlin hob hervor, dass der Anspruch der Überzeitlichkeit des Dichters im Widerspruch steht zum Völkischen Gedankengut. Frau Dr. Beutner wies darauf hin, dass das preußische Pflichtgefühl eine große Rolle spielt, denn wenn das Vaterland in Not ist, gilt es, dieses zu verteidigen. Herr Dr. Fasbender machte auf das Paradox aufmerksam, dass Wiechert ein unpolitischer Mensch war, der sich, ohne politisch begabt zu sein, politisch äußerte. Und Herr Weigelt fügte hinzu, dass auch die Reden an die deutsche Jugend nicht eigentlich politisch seien, sondern die Äußerungen eines Besorgten und Betroffenen.

In der Schlussbetrachtung zu dieser Tagung dankte Frau Dr. Beutner allen aktiv Beteiligten für ihre Mitarbeit: Frau Dr. Krenzlin für die Hilfe zum Verständnis des schwierigen Dramas „Der verlorene Sohn“, Herrn Behrend dafür, dass der „Emil-Stumpp-Abend“ durch ihn zustande gekommen ist, Herrn Dr. Hensel für den unglaublich gehaltvollen Vortrag, in dem das Thema Identität voll zum Tragen kam, Herrn Ciré, Herrn Heinze und Frau Hensel für die würdige Gestaltung des

Gottesdienstes, Herrn Golaszewski für seinen Vortrag und sein großes Engagement und Herrn Ernst für die Organisation, um nur einige zu nennen.

Angedachte Themen für die Tagung 2015: Die Beschäftigung mit dem 2. Teil der „Jerominkinder“. Herr Esser schlug vor, das Thema Natur stärker in die aktuelle Situation unserer Zeit einzubringen. Herr Bartenschlager möchte Ernst Wiechert und die Wandervogelbewegung und Frau Dr. Beutner Judentum und Antisemitismus bei Ernst Wiechert näher beleuchten.



Wir sehen, dass uns die Themen für künftige Tagungen nicht ausgehen.

Eine erfreuliche Mitteilung ist noch zu machen: es gibt eine Masterarbeit von Robert Kreft mit dem Titel „Magischer Realismus und Heimatdarstellung bei Ernst Wiechert.“ Diese Schrift könnte für uns alle sehr anregend und aufschlussreich sein.

Im kommenden Jahr feiert die Ernst-Wiechert-Gesellschaft ihr 25jähriges Bestehen. Wann und wo diese Feier stattfinden wird, steht noch aus. Jedenfalls wäre es schön, wenn wir uns bald wiedersehen könnten.

Ich kann nur alle Mitglieder, die dazu in der Lage sind, zu unseren Begegnungen einladen. Ob wir uns zur Zeit der Fliederblüte, zur Zeit der Rosen oder zur Zeit des Herbstgoldes wiedersehen, steht dahin. Ich möchte jedoch mit einem Gedicht von Marie Luise Kaschnitz schließen, das den Tagungsgedanken abrundet:

Flieder

Vor einem Menschenalter
Diese bescheidenen Dörfer
Bei jedem roten Haus
Ein Fliederbusch

Jetzt bestehen die Dörfer aus Flieder
Man sieht sie von weitem
Riesig tiefviolette
Gewitterwolken am Himmel

Auf dem Grunde der Büsche vielleicht
Ein paar Ziegel
Ein Häufchen Gebein
Auf der Zunge
Der Name: Masuren.

aus: Marie-Luise Kaschnitz, Gedichte. Siebte Auflage 1993 dieser Auswahl, Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1975.



Als Vertiefung zum Vortrag von Dr. Leonore Krenzlin über Ernst Wiecherts Theaterstück „Der verlorene Sohn“ hier eine Zeitungskritik zur Aufführung am Bußtag, Mittwoch 21.11.1934 in Gera

aus: Geraer Beobachter, Nr. 273 vom 22.11.1934 und Nr. 275 vom 23.11.34:

**"Das Mysterienspiel vom Weltkrieg".
Die Uraufführung von E. Wiecherts "DER VERLORENE SOHN".**

"Zu einem Erlebnis von geradezu jenseitiger Tiefe und Stärke wurde die gestrige Uraufführung des Schauspiels "Der verlorene Sohn" von Ernst Wiechert. Dieses Schauspiel, ein Mythos von Muttertum und Heldentum, ist eine Auseinandersetzung zwischen Lebenswille und Todesbereitschaft, geboren aus dem Leiden, Sterben und Seelenringen der Menschheit im großen Kriege. Das Werk fand unter der Spielleitung Otto Burgers eine Wiedergabe, die die ganze dichterische Schau dieses Spieles ausschöpfte..."

Der Uraufführung ... wohnte auch Staatsrat Dr. Ziegler, der Kommissar für die thüringischen Landestheater, bei. Staatsrat Dr. Ziegler fasste seine Eindrücke ... in folgenden Sätzen zusammen "Ich stehe unter dem Eindruck einer großen und starken Dichtung, die ich als das Mysterienspiel vom Weltkrieg bezeichnen muss. Das aus dem Religiösen geborene dichterische Ethos lässt Ernst Wiechert als eine der wichtigsten Dichterpersönlichkeiten der Gegenwart erscheinen ... "

„ ... Ein Mensch steht auf der Bühne, Mensch wie wir alle, schwach, klein, Suchender und Verzagender : der Sohn Johannes. Vielleicht glücklicher als die meisten, denn er ist von jener Einfalt und Klarheit der Seele, die den Träumer oder Dichter macht, vielleicht auch den Heiligen - darum findet er den Weg als Sehender. Aber er hat es auch schwerer als die meisten, denn seine Seele ist von jener Geradheit und Schwere, wie sie der Dichter haben muß und wohl auch der Heilige - darum ist sein Kampf ohne Ruhe und Gnade. Das ist Johannes, der die Heimat verlor, "der verlorene Sohn".

Wo findet er die Heimat ? Dort, wo das letzte von ihm gefordert wird, wo er vor der, die ihn gebar, zu bestehen hat, angesichts des Todes, draußen an der Front mit Hunderttausenden Namenlosen zusammen... So sind Muttertum und Heldentum eins. Und die Verkündung dieser Einheit ist nicht nur ein Hohelied auf die Mütter, die im Weltkrieg litten und bestanden, ist nicht nur ein Hohelied auf die, die draußen kämpften und draußen fielen, sie ist die mythische Schau und die mystische Verklärung des Weltkrieges !

Die Aufgabe, die das Reußische Theater und insbesondere Otto Burger mit der Erstinszenierung dieses Stückes übernommen hatten, war sehr schwer ..." Am Totensonntag (25. November) wird, dem Ernste des Tages entsprechend, das Schauspiel "Der verlorene Sohn" von Ernst Wiechert erstmalig wiederholt.

Und noch eine weitere Besprechung einer frühen Aufführung des Theaterstücks „Der verlorene Sohn“ am Sonntag, 17.März 1935 („Heldengedenktag“) im Residenztheater in München in Anwesenheit von Ernst Wiechert.

aus: Münchener Zeitung Nr. 77/78, vom 18/19.03.1935, von Hanns Braun

„... In der Tat rechtfertigt nicht bloß der hohe Anlaß dieses Gedenktages, sondern auch die edle Absicht des Werkes eine besonders eingehende Betrachtung. Dieses schematisch so außerordentlich auf jenen Tag gestimmte Schauspiel sollte uns noch aus einem anderen Grunde teuer sein: es gestaltet aus der christlichen Vorstellung, ohne sie als etwas Überwundenes anzubieten. Der Dichter Ernst Wiechert hat den schönen Mut, nicht zu glauben, daß das Christentum eine

menschliche Behelfskonstruktion vergangener Tage sei, die von besseren Behelfen fortschreitend abgelöst würde. Er glaubt vielmehr daran, als an die göttliche Wahrheit, die man nicht ablösen, sondern nur immer tiefer erschließen kann...

So verehrungswürdig die jasagende Grundhaltung des Dichters manch einem von uns erscheinen wird, so bietet er doch durch die Art, in der er sie äußert, Anlaß, seinem Werk mit aller schuldigen Achtung zu widersprechen, und zwar in wesentlichen Punkten. Ist es nicht justament diese Art, die vielen, die es so mißverstehen lernten, das Christentum verdächtig machte als etwas insgeheim Wehleidiges, traktätchenhaft mit erhobenem Zeigefinger zu uns Sprechendes, das uns zu Betbrüdern allesamt verdrücken, gleichsam denaturieren möchte ? ... Ein Dialog zudem, der zum nicht geringen Teil aus Bibelzitate besteht, muß einen lähmenden Eindruck insoferne machen, als es ja auf solche Anrede keine Antwort gleichen Ranges gibt; und ganz gewiß hier nicht. Und die ungleich verteilten Gewichte werden auch nicht dadurch wieder ausgerichtet, daß das Bibelwort (das Gleichnis vom verlorenen Sohn) plötzlich eine Umbiegung (vom Vater weg auf die Mutter hin) erfährt, die herzlich gut gemeint sein mag, als Deuteln an einem Gleichnis Christi aber peinlich bleibt. Denn hier gibt es eben kein Recht des subjektiven Gefühls und kein Recht des Poetisierens; das sollte ein für allemal klar sein. Was sind alle Bibelzitate im Munde desjenigen nütze, der auch nur eines, und wäre es in bester Absicht, umbiegt ?

Wir haben jüngst schon bei Betrachtung einer Wiechertschen Novelle anzumerken gehabt, daß dieser Dichter neuerdings dazu kommt, Symbolakte an Stelle von Realakten zu setzen, so als wären jene auch dichterisch ohne Frage das Höhere... Auch im "verlorenen Sohn" glauben wir zu spüren, daß die Absicht, symbolisch zu sein, früher da war als menschliche Gestalt und Handlung, und daß hierdurch beide um ihre tiefste Wahrheit gebracht worden sind. Was hätte "Mensch" werden sollen, ist "Figurant" geblieben.

Sehen wir uns z. B. diesen Vater an, der eine Mühle hat (ohne das Müllerhafte dazu) - die Absicht war ohne Zweifel die: daß er, zusammen mit seinem ältesten Sohn Leberecht, die harte, nur ans Geschäft denkende Vorkriegswelt zu ihrem Teil repräsentieren sollte. Aber dadurch, daß dieser Wille früher und wirkender da war als die auf den Menschen zielende Teilnahme des Dichters, ist weder aus Christian noch aus Leberecht ein Mensch geworden, sondern jeweils eine in ihrer bösen Einseitigkeit aufdringliche Attrappe. Man könnte Ähnliches, mehr oder minder, an beinahe jeder Figur nachweisen : sie alle bedeuten sehr nachdrücklich, ohne recht eigentlich zu sein. Wiechert, der eben erst eine scharf begründete Absage an einen Publikumsdichter hat drucken lassen, scheut im "verlorenen Sohn" erstaunlicherweise gewisse Mittel nicht, die nur das eine für sich haben : daß sie beim Publikum Effekt machen...

Es war das Verdienst der von Hellmuth Renar sehr behutsam und fein ausgelegten, auch in ihren Strichen taktvollen Aufführung, daß die dichterischen Mängel einigermaßen verdeckt wurden, wozu auch die einfach-schönen Bühnenbilder Pasettis, da sie bei aller Bedeutungsschwere stets konkret blieben, das Ihre beitrugen ... Ernst Wiechert wohnte der Aufführung bei."

zitiert nach: Guido Reiner: Ernst Wiechert im Urteil seiner Zeit, Paris 1976, S.39ff



Zur Gruppenarbeit über die „Jeromin-Kinder“ hier eine Stimme zur Erscheinen des Romans aus: Der Tagesspiegel vom 13.01.1946, von Walter Karsch

Der Journalist Walter Karsch (1906-1975) schrieb zum Erscheinen des Romans im Berliner Tagesspiegel am 24.03.1946. Karsch, der u.a. leitender Redakteur der „Weltbühne“ war, hatte 1933 von den Nationalsozialisten ein absolutes Schreibverbot erhalten. Im September 1945 gründete er mit anderen zusammen die Tageszeitung „Der Tagesspiegel“.

Es ist eines jener Bücher, die einer am Abend, unter der Lampe, vorlesen müßte, mit einer schwingenden, warmen Stimme. Dann fallen die Worte wie schwere Tropfen in das Dunkle, verwaschen und klingen in uns nach. Sie rühren irgendwo an unser Gefühl, manches findet den Weg in unser Gehirn und treibt dort sein wunderliches Spiel mit unserem Ja und Nein. Aber es hat nicht viel zu tun mit unserem Verstand, dieses Buch. Nicht, daß es verächtlich auf ihn hinabsähe, im Gegenteil: der es schrieb, hat viel nachgedacht, über Hohes und Tiefes, über Verwickeltes und Einfaches. Und was dabei herausgekommen ist, das sprechen die Menschen seines Buches aus. Doch immer ist es so, daß auch ihr Denken weit über die Grenzen hinausgeht, die den Bezirk des Denkens umschließen. Vorstöße in das Geheimnisvolle, aus dem es kein gemächliches Zurück in den umfriedeten Alltag gibt, nur die quälende und gequälte Rückkehr zur Erde, ins "einfache" Leben. Einfach ? Wer so mit sich, mit Gott, den Menschen und den Dingen gerungen hat und ringt, darf das gefährliche Wort "einfach" in den Mund nehmen und nach ihm leben.

Denn es ist gefährlich, dieses : bescheide dich; dieses : fahre nicht erst als Jüngling mit vollen Masten auf das Meer, dann brauchst du nicht als Greis still auf gerettetem Kahn in den Hafen zurückkehren; dieses : sei gleich still; gefährlich, weil die Welt sich nach anderen Geboten richtet - Geboten, die ein Auflehnen, ein Anstemmen verlangen, den Kampf nicht, wie hier, nach innen, sondern nach außen. Dieser Jons Ehrenreich Jeromin, der kleine Knabe aus dem kleinen ostpreußischen Dorf, den sie auf die hohe Schule schicken, damit einer aus ihrem Dorf es zu etwas bringe, beschließt am Ende, in das Dorf als Armenarzt zurückzukehren. Nicht, daß er kleinliche moralische Urteile über die große Welt fällt - es geht, von da aus gesehen, auch nicht immer sehr "moralisch" bei ihnen in Sowirog zu. Es gehört zu diesem Leben, daß einer seine Liebe da aufnimmt, wo das Leben sie ihm in den Weg legt. Man fragt nicht viel, man greift nach den Dingen, die sich einem anbieten. Aber eben nur nach ihnen, nach den "großen" Dingen fassen sie nicht. Sie sinnen zwar auch über sie nach, doch dann beugen sie den Rücken und ziehen wieder den Pflug durch die steinige Erde...

Soll Jugend so sein, nachdem sie zwölf Jahre auf Weltbeherrschung und Welteroberung gedrillt worden ist? Wieder einmal berühren sich die Extreme, und es fehlt der Ausgleich. Sagt nicht, es nütze doch nichts, denn am Ende alles sogenannten Fortschritts stehe doch nur die Atombombe ...

Als wir vor 33 die Fackel in der Hand hielten, stand Wiechert nicht auf unserer Seite. Er stand gewiß nicht auf der anderen. Doch die andere bezog von ihm wie von manchen seinesgleichen vielerlei Verführungswerte. Wiechert lehnte sich bald auf. Und das Jahr 1945 sieht ihn unter denen, die in Reden an die Jugend Besinnung und Umkehr fordern. Doch sollte man sich fragen, ob dieses Hinströmenlassen der dunklen und dunkelsten Gefühle und Ahnungen nicht doch eine Gefahr bedeutet. Zu viel Osten, zu wenig Westen. Sollte nicht die Vernunft, der Verstand kontrollierend eingreifen ? Mit den schönen, den erfüllten, den dichterischen Worten derer, die das kleine, das bescheidene Leben preisen, ist immer gerade von denen Mißbrauch getrieben worden, denen die Bewahrung ihres großen, glanzvollen Lebens am meisten am Herzen lag. Woran auch nichts ändert, daß die Kleinen, die Einfachen die Hohlheit der Macht sehr wohl durchschauen. Nur wer das Schwert des Geistes zu führen vermag, wird sich gefahrlos auf den Acker seines kleinen, seines einfachen Lebens zurückziehen können. Ihm kann nicht passieren, daß sie ihn für ihre Zwecke der Macht ausnutzen. Wer aber ausschließlich in und aus der Bescheidung lebt, wird

den Pflug aus der Hand legen, wenn die Fanfaren des Krieges rufen, wird sterben für etwas, was nicht sein Leben ist; gewiß nicht begeistert, aber doch gehorsam...

zitiert nach: Guide Reiner: Ernst Wiechert im Urteil seiner Zeit, Paris 1976 S.65f



Zum Erscheinen der „Jerominkinder“ veröffentlichte eine renommierten Monatsschrift 1946 eine theologisch – philosophische Abhandlung. Ein Theologe hatte das eben erschienene Buch zum Anlass genommen, eine Standortbeschreibung zu verfassen. Wir drucken den ersten Abschnitt einer umfangreichen Arbeit, die uns erneut zeigt, dass Wiecherts Werke zu aller Zeit Anregungen geben, die Zeit kritisch zu betrachten und zu verstehen zu versuchen.

Flucht vor Gott?¹

von Walter K ü n n e t h²

Wenn Dichter und Schriftsteller von Format als Dolmetscher dessen bezeichnet werden dürfen, was im geheimen die Seele der Menschheit erfüllt und ihre Gedanken bewegt, so mag das, was **Ernst Wiechert in seinen neuen Roman „Die Jeromin-Kinder“** ausspricht, als nichts anderes erscheinen als ein Notschrei des modernen Menschen. In ungezählten Gesprächen und Variationen wird hier zum Ausdruck gebracht: „die Lebensrechnung geht nicht auf, schon seit hunderttausend Jahren nicht, und es ist nicht einzusehen, wie sie überhaupt aufgehen soll.“

An welcher Stelle, so fragen wir, und von welcher Seite wäre Hilfe zu erwarten? Und wieder lesen wir von einem jungen Menschen, der von seinem Dorf zum Besuch der höheren Schule in die Stadt kommt, „er begann sich in der Stadt umzusehen, auch in den Kirchen..., aber er trug keinen Gewinn mehr davon. Aus den hohen gewölbten Hallen war das Leben entflohen ... und das Unbekannte konnte nur durch das Mittel des Wortes versuchen, sich deutlich und überzeugend zu machen... es lockte und versprach, mit Dingen, die niemand gesehen hatte und die unwirklich wie ein Traum erschienen, sobald man den Raum verlassen hatte.“

Und der Glaube an Gott selbst? Wie steht es damit? Bei Wiechert heißt es: „Ja, laß die Hände von ihm, Jons. Er drückt Dir seine Nägel hinein, und es heilt nicht. Niemals. Es sind Gespensterhände. Nein, Jons, er ist nicht. Er war nicht und wird niemals sein! Nicht so, wie es geschrieben steht. Anders vielleicht! ... Aber der Sohn und der Heilige Geist ... die Auferstehung und das Gericht: Namen, Jons, Namen, Menschenwerk und Menschentäuschung ... Blut tropft darüber hin. So viele tausend Jahre schon ...“

Und schließlich steht vor uns die quälende Frage, die sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch zieht: „Aber wenn Gott sich verhüllt, eine Nacht lang, tausend Nächte, ja tausend Jahre lang, so sich verhüllte, daß nur Teufelswerk auf Erden geschähe, dann ...?“ Wahrhaftig! Das ist der Notschrei des heutigen Menschen schlechthin. Mit dem allem aber kommt nichts Geringeres zum Durchbruch als die Krisis des modernen Menschen, die Krisis des Abendlandes.

1 aus: ZEITWENDE. Monatsschrift. In Gemeinschaft mit Rudolf Alexander Schröder, Helmuth Schreiner, Karl Hutten und Otto Gründler herausgegeben von Friedrich Langenfaß, Achtehnter Jahrgang Juli 1946-Juni 1947, München im Selbstverlag des Herausgebers, S.536 ff

2 Walter Künneth, 1901-1997, deutscher evangelischer Theologe, als Dozent und Mitglied der bekennenden Kirche nach 1937 Rede- und Schreibverbot. Nach 1946 Professor an der Theologischen Fakultät Erlangen. Arbeiten zu staatsethischen Fragen

Überlegen wir uns einmal, welches die eigentliche Situation dieses modernen Menschen ist. Der heutige Mensch steht im Wirbel der Katastrophen. Er ist an der Grenze aller seiner menschlichen Möglichkeiten angelangt. Es hat sich ein furchtbarer Zusammenstoß mit einem übermächtigen Schicksal vollzogen. So ist der heutige Mensch aus der Bahn des gesicherten Lebens geschleudert. Seine Sicherungen sind zerbrochen. Der heutige Mensch ist der entsicherte Mensch geworden.

Innerlich aber ist er damit am Rande der Verzweiflung angekommen, da er sein eigenes Bild, das Bild der Humanitas zertrümmert und entstellt sieht.

Im Blick auf alle diese Erscheinungen stehen wir unter dem Eindruck: Der moderne Mensch befindet sich heute irgendwie auf der Flucht. Wovor aber flieht er eigentlich?

Es ist das Unbekannte, Unbegreifbare, das übermächtig Schicksalhafte, das er nicht zu verstehen und nicht zu ergründen vermag, dessen Zugriff er sich zu entziehen bemüht. So wird der moderne Mensch zu einem in sich ruhelosen, einem fliehenden Menschen.

Psychologisch gesehen, ist sich der Mensch dessen meistens gar nicht bewußt. Seine Flucht vollzieht sich daher auch - charakteristisch genug - in der Form der Tarnung, einer Verschleierung und Vernebelung des wirklichen Tatbestandes. Der moderne Mensch fühlt sich von den unheimlichen Mächten des Daseins bedroht und damit flieht er immer wieder in neue Selbsttäuschungen hinein. Weil er die eigentliche Wirklichkeit nicht wahrhaben will, verdrängt er sie aus seinem Bewußtsein und wendet sich den Surrogat-Werten, den Ersatzgöttern zu, den „Göttern des Abendlandes“, wie Theophil Spoerri es einmal ausdrückte. Damit droht ihm aber eine neue seelische Gefährdung. Denn der entschleierte Wirklichkeit nicht standhalten können, bedeutet die Flucht in einen neuen Illusionismus.

Karl Kindt hat einmal gesagt: „Die Geheimreligion des Durchschnittsgebildeten von heute ist tatsächlich ein nackter und uneingeschränkter Materialismus, der nicht nur den Mut hat, sich offen zum Materialismus zu bekennen und deswegen des ästhetischen und idealistischen und wohl auch christlichen Bildungsfitters bedarf, um damit seine Blöße zu decken.“

Dieser-Tatbestand wird freilich verstärkt und potenziert durch die Entbehrungen des Krieges, so daß nunmehr erst recht ein neuer Pendelaus Schlag zum Erraffen von Gütern, zum Genießen und Besitzen zu verzeichnen ist. So kommt es, daß der heutige Mensch ein erneutes Zutrauen zur Zivilisation faßt, welche die „Reibungswiderstände“ des Lebens zu verringern imstande ist. Aber wir erkennen auch, daß „Rache und Selbstmord, Arbeit und Ausschweifung“, wie ein Zeitkritiker mit Recht sagt, „nur der verschiedene Ausdruck ein und derselben Verzweiflung“ sind (Ed. Schlink). Daher wird immer wieder der Wunsch nach „leiblicher und seelischer“ Betäubung lebendig, nach Schlafpulvern, die über die Wirklichkeit des fürchterlichen Alltags hinwegtäuschen sollen.

Weshalb ist -der heutige Mensch innerlich so hilflos, so preisgegeben, so ausweglos? Warum befindet er sich eigentlich auf der Flucht?

Damit fragen wir zutiefst nach der Hintergründigkeit, aus der diese totale Krisis des modernen Menschen emporsteigt. Welches sind die Wurzeln dieses seelischen, weltanschaulichen, dieses religiösen Verfalls? Um was geht es bei der tiefsten Seelennot des heutigen Menschen trotz aller unterbewußten Verdrängung und illusionistischen Übermalung? Wir antworten: Die Situation des modernen Menschen ist gekennzeichnet als eine Flucht vor Gott. Was bedeutet das aber, dieses vor Gott fliehen?



Predigt von Pfarrer i.R. Bernd Ciré bei der 12. Wissenschaftlichen Tagung der IEWG in Mülheim in der Kapelle der „Wolfsburg“ am Sonntag, 30.06.2013

Gottesdienst einföhrung und Predigttext

An diesem letzten Morgen unseres Zusammenseins begrüÙe ich Sie alle recht herzlich hier in diesem besonderen Raum zu einer sonntäglichen Stunde mit Lied, Gebet und der Besinnung auf einen biblischen Text und nicht zuletzt auch mit klassischer Orgelmusik. Ich lade Sie ein, dass wir uns dem Segen Gottes anbefehlen.

Für die kath. Kirchen auf der ganzen Welt gibt es eine Ordnung, welche bibl. Texte an den Sonntagen vorgetragen werden sollen – ähnlich ist es ja auch in den anderen Kirchen. Ich halte es für eine gute Fügung, dass für den heutigen „13. Sonntag im Jahreskreis“ ein alttestamentlicher Text vorgesehen ist, der m.E. sehr gut zum Hauptthema unserer Tagung passt. Es ist ein kleiner Abschnitt aus dem 1. Buch der Könige (1 Kön 16b.19-21). Dort ist vom Propheten Elia die Rede. Elia: welcher Wiechert-Kenner erinnert sich da nicht an den Großvater Michael und seinen tragischen Tod. War er nicht, Elia ähnlich, von der Erde hinweggenommen worden? ...

¹⁹ Und Elia ging von dort weg und fand Elisa, den Sohn Schafats, als er pflügte mit zwölf Jochen vor sich her, und er war selbst bei dem zwölften. Und Elia ging zu ihm und warf seinen Mantel über ihn. ²⁰ Und er verließ die Rinder und lief Elia nach und sprach: Lass mich meinen Vater und meine Mutter küssen, dann will ich dir nachfolgen. Er sprach zu ihm: Wohlan, kehre um! Bedenke, was ich dir getan habe! ²¹ Und Elisa wandte sich von ihm weg und nahm ein Joch Rinder und opferte es, und mit den Jochen der Rinder kochte er das Fleisch und gab's den Leuten, dass sie aßen. Und er machte sich auf und folgte Elia nach und diente ihm.

Sie halten eine Bildkarte in Händen. Auf ihr sind die Beiden zu sehen, von denen in der Schriftlesung die Rede war, die Herr Heinze vorgetragen hat: die Propheten Elia und Elischa. Auf der Rückseite ist zu lesen: „*Priesterseminar Rottenburg am Neckar – Stuckrelief im Speisesaal (um 1740)*“. Ich habe ganz persönliche Erinnerungen an diesen Raum. Er befindet sich in einem Gebäude, das der Karmeliterorden errichtete und das später in das Eigentum der Diözese Rottenburg-Stuttgart überging. Vor 50 Jahren, vom Oktober 1962 bis Juli 1963, habe ich mit meinen Kollegen dort gespeist, als wir uns nach dem Studium an der Universität Tübingen in der benachbarten Bischofsstadt Rottenburg auf die Priesterweihe vorbereiteten. Von meinem Tisch aus hatte ich einen guten Blick auf diese dramatische Darstellung, welche die Entrückung des Elia zeigt. Von ihr erzählt das 2. Buch der Könige (2Kön 2, 11ff): Elia und Elischa befinden sich am Jordan bei Jericho. Elia hatte von Gott den Auftrag erhalten, Elischa zum Propheten zu salben und hatte das auch ausgeführt. Nun spürt er, dass für ihn die Stunde des Abschieds gekommen ist. Er sagt zu Elischa: „*Sprich eine Bitte aus, die ich dir erfüllen soll, bevor ich von dir weggenommen werde.*“ Elischa antwortet: „*Möchten mir doch zwei Anteile deines Geistes zufallen.*“ Elia entgegnet: „*Du hast etwas Schweres erbeten. Wenn du siehst, wie ich von dir weggenommen werde, wird es dir zuteilwerden. Sonst aber wird es nicht geschehen.*“ Und weiter lesen wir: „*Während sie miteinander gingen und redeten, erschien ein feuriger Wagen mit feurigen Pferden und trennte beide voneinander. Elia fuhr im Wirbelsturm zum Himmel empor. Elischa sah es und rief laut: ‚Mein Vater, mein Vater! Wagen Israels und sein Lenker!‘ Als er ihn nicht mehr sah, fasste er sein Gewand und riss es mitten entzwei. Dann hob er den Mantel auf, der Elia entfallen war, kehrte um und trat an das Ufer des Jordan. Er nahm den Mantel, der Elia entfallen war, schlug mit ihm auf das Wasser und rief: ‚Wo ist der Herr, der Gott des Elia?‘ Als er auf das Wasser schlug, teilte es sich nach beiden Seiten, und Elischa ging hinüber.*“

Eine höchst eindrucksvolle Szene! Kein Wunder, dass sie Künstler inspirierte, sie wiederzugeben.

Wenden wir uns Elija zu. Er gehört zu den großen biblischen Gestalten. Im Judentum wird er nicht nur als historische Person gesehen, sondern darüber hinaus auch als Verkörperung des Prophetischen überhaupt. Mose steht für das Gesetz, für die göttliche Ordnung, Elija für das Prophetische.

Es ist erstaunlich, wie viele Spuren Elija im Lauf der Geschichte hinterlassen hat: in der jüdischen Tradition natürlich, aber auch in der Tradition von Christen und Muslimen.

Elija hat seinen Platz in der Kunst. Eine kleine Kostprobe, die aus der Barockzeit stammt, haben wir gerade betrachtet. Ich habe weitere persönliche Erinnerungen. Vor Jahren stand ich im Baptisterium in Ravenna und sah dort Elija auf einem Mosaik verewigt. In Rom entdeckte ich Elija in der alten Kirche Santa Sabina auf dem Aventin– sie wurde im 5. Jhdt. gebaut. Dort ist Elija auf der Eingangstür zu sehen. Sie besteht aus Zypressenholz mit Schnitzereien in Flachrelief.

Elija hat einen Platz in der Musik. Da ist z.B. Felix Mendelssohns großartiges Oratorium, das auch heute immer noch ab und zu aufgeführt wird. Elija lebt auch in der Dichtung weiter, angefangen vom althochdeutschen Gedicht Muspilli (9.Jh.) bis zu Martin Bubers Mysterienspiel Elija (1963).

Und wir als Ernst-Wiechert-Familie freuen uns über das literarische Denkmal, das unserem Propheten in den Jerominkindern gesetzt wird. Da ist die eindrucksvolle Gestalt von Großvater Michael. Er trägt wahrhaftig die Züge eines Propheten und sein mysteriöses Lebensende erinnert an das des Elia. Es ist Krieg und der Frontverlauf ist bedenklich nahe. Als eines Abends Michael auf der Insel im Freien unvorsichtiger Weise ein Feuer entfacht, um seine Fischsuppe zu kochen, provoziert die kleine Flamme ein Geschützfeuer und ein großer Brand wird entfacht. Am nächsten Morgen findet man nur einen Aschenhügel vor.

Wir lesen: *„Der hier gelebt hatte, war gen Himmel gefahren wie Elias, denn sein Boot lag am Ufer, und niemand konnte sich auf der Insel verbergen. Keinem von ihnen ziemte es sich, seinen Leib ans Licht des Tages zu ziehen. Ferne hatte er gelebt, ferne war er gestorben, und manche sagten, dass er gar nicht gestorben sei, sondern dass Gott ihn aufgehoben habe zu sich.“*

Der Großvater Michael, Elija, Elischa: Männer, die sich vom Geist Gottes ergreifen lassen, Männer, die mitten im Leben stehen, die aber zugleich auch Zeugnis von einer anderen Welt geben, von einer Welt jenseits des Alltäglichen und Banalen. Elischa, so hörten wir vorhin in der Schriftlesung, ist ein begüterter Bauer. Als Elija ihm begegnet, ist er mit 12 Gespannen am Pflügen, „und er selbst pflügt mit dem zwölften“. Das alles aufzugeben ist ein schwerer Entschluss. Elischa willigt ein, er verabschiedet sich von seiner Familie. Dieser Abschied wird zu einer ebenso symbolischen Geste, wie es die Berufung durch das Überwerfen des Mantels war. Er schlachtet die Rinder, mit denen er zuvor den Acker gepflügt hat. Zum Kochen des Fleisches benutzt er ihr Joch. Damit richtet er ein Abschiedsmahl aus für seine ganze Familie. Zugleich entzieht er sich selbst damit aber die Arbeitsgrundlage als Bauer. Er bricht die Brücken zu einem Leben in Wohlstand und Sicherheit hinter sich ab und stellt sich ganz in den Dienst Gottes.

Ähnliches geschieht dann Jahrhunderte später in der gleichen Region. Da zieht der Prophet aus Nazaret, Jesus, durch die Lande und lädt Menschen ein, ihm zu folgen. In der kath. Liturgie des heutigen Sonntags wird ein Abschnitt aus dem Lukas-Evangelium vorgetragen (9, 59-62). Dort sagt Jesus zu einem: *„Folge mir nach!“* Der erwidert: *„Lass mich zuerst heimgehen und meinen Vater begraben.“* Darauf sagt Jesus zu ihm: *„Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh und verkünde*

das Reich Gottes!“ Wieder ein anderer sagt: „Ich will dir nachfolgen, Herr. Zuvor aber lass mich von meiner Familie Abschied nehmen.“ Jesus erwidert ihm: „Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes.“

Ob sich Jesus hier auf die Elija-Elischa-Geschichte bezieht? Das ist durchaus möglich. Vielleicht will er uns damit wohl sagen: „Denkt an Elija, denkt an Elischa: Beide haben sich ganz und gar vom Geist Gottes ergreifen lassen und wurden in der Kraft dieses Geistes tätig zum Segen für ihre Mitmenschen. Sie haben sich mit großer Entschlossenheit ihrer Aufgabe gewidmet. Solch eine Entschiedenheit erwarte ich, Jesus, auch von denen, die bereit sind, meinen Weg mitzugehen, den Weg von Glauben, Hoffnung und Liebe“.

Das ist eine Herausforderung, die uns am Ende unserer Tagung nachdenklich werden lässt. Ist das nicht auch ganz im Sinn unseres Dichters, der uns mit seinen Gestalten auf eindrucksvolle Weise Anlass zum Nachdenken gibt? So schauen wir zum Schluss mit Wiechert noch einmal auf Elija, den er in Verbindung mit dem greisen Michael bringt. Dessen helle Augen scheinen über die Köpfe der Menschen hinwegzusehen und durch ihre Gestalt hindurchzublicken. Er schaut in eine Ferne wie in ein großes Nichts. Er hat auf Erden schon viel zu viel gesehen. Weise geworden und um die Vergänglichkeit alles Irdischen wissend, richtet er sich, wie der Prophet, nach Größerem aus, aufs Himmlische – ohne dabei seine Mitmenschen aus den Augen zu verlieren.

In der Spannung zwischen Diesseits und Jenseits leben und sie aushalten: das ist für jeden von uns eine Lebensaufgabe.

Amen



Nachrichten aus der Mitgliederversammlung der IEWG am 29.06.2013 in Mülheim/ Ruhr, notiert von der Schriftführerin der IEWG Sigrid Apitzsch

Im Rahmen der 12. Wissenschaftlichen Tagung der IEWG in Mülheim fand auch eine Mitgliederversammlung statt. Ein wichtiger Punkt auf der Tagungsordnung war die Neuwahl des Vorstandes. Einige Mitglieder des Vorstandes wollten sich aus gesundheitlichen oder persönlichen Gründen nicht mehr zur Wahl stellen. Der Vorstand hatte beschlossen, keinen Kandidaten für den um Entlassung aus seinem Amt bittenden Geschäftsführer Günther Ernst vorzuschlagen. Dr. Joachim Hensel erklärte sich bereit, den Geschäftsbereich kommissarisch zunächst für 1 Jahr zu übernehmen. Dieter Heinze leitete die Wahl schwungvoll und souverän und so wurden der Vorstand, der wissenschaftliche Beirat und Funktionsträger zügig wie folgt neu gewählt oder im Amt bestätigt:

Vorsitzende: Dr. Bärbel Beutner, Stellvertretende Vorsitzende: Dr. Joachim Hensel, Klaus Weigelt

Schatzmeister: Hubertus Jörg Riedlinger (bis zum 31.12.2013)

-ab 01.01.2014 übernimmt Bernd Oppelt das Amt

Schriftführerin: Sigrid Apitzsch

Beisitzer: Dr. Reinhold Ahr, Günter Bartenschlager, Dr. Marcin Golaszewski

Wissenschaftlicher Beirat: Anneliese Merkel, Dr. Leonore Krenzlin

Kassenprüfer: Bernd Ciré, Stellvertreterin: Heide Hensel

Nach der Wahl wurde der langjährige Geschäftsführer und Schatzmeister Günther Ernst mit großem Dank für seine unermüdliche Arbeit im Vorstand der IEWG mit allen guten Wünschen herzlich verabschiedet.

Ein weiterer Beschluss der Mitgliederversammlung betraf **die Erhöhung des Beitragssatzes um 5 € pro Mitglied und pro Jahr.** Das war nötig, um allen IEWG-Mitgliedern in Deutschland regelmäßig den ERNST- WIECHERT- BRIEF mit der Brief- Post senden zu können. Die jährlichen Beitragssätze ab

01.01.2014 wurden wie folgt beschlossen: Schüler / Studenten: 15 €, - Rentner / Pensionäre: 25 €, - Erwachsene: 35 €

Im nächsten Jahr wird die IEWG ihr 25-jähriges Bestehen feiern. Es ist geplant, eine literaturwissenschaftliche Konferenz, die zum Thema "Die Innere Emigration versus Exilliteratur: >intra et extra muros< " unter Beteiligung von polnischen, russischen und deutschen Wissenschaftlern an der Universität in Poznan / Polen stattfinden wird, mit dem IEWG-Jubiläum zu verbinden. Der Kongress wird vom Vorstandsmitglied der IEWG, Dr. Marcin Golaszewski vom Fachbereich Germanistik der Universität Lodz/ Polen, vorbereitet. Genaue Informationen erhalten die IEWG- Mitglieder rechtzeitig im ERNST- WIECHERT-BRIEF.

Dr. Leonore Krenzlin stellt die Beendigung der Arbeit an der Wiechert- Biografie zum Ende diesen Jahres in Aussicht, so dass spätestens bei dem oben genannten Kongress das Buch vorgelegt werden kann.

Lidia Natjagan in Kaliningrad/ Königsberg hat erneut Texte von Ernst Wiechert ins Russische übersetzt, die unter der Überschrift „Ernst Wiechert in Ostpreußen“ in Kaliningrad erscheinen sollen. Die IEWG und die Bundesregierung (der „Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien“) unterstützen diese Veröffentlichung, die nun bald in Druck gehen kann.



„Nun sag, wie hast du's mit Ernst Wiechert ...?“

Die „Gretchenfrage“³ an die Kolleginnen und Kollegen vom Vorstand und an Mitglieder der IEWG
(Eine neue, ständige Rubrik in den Ernst- Wiechert- Briefen zum näheren Kennenlernen)

In diesem Brief antwortet **Sigrid Apitzsch, Berlin**, auf unsere Fragen.

Sigrid Apitzsch ist Schriftführerin der IEWG und damit Mitglied des Vorstands :

1. Wie sind Sie zum ersten Mal mit Ernst Wiechert in Berührung gekommen?

Ich bin über die Beschäftigung mit Ostpreußen, angeregt durch meine Cousine, mit E.W. in Berührung gekommen. Meine Cousine wusste sehr viel über Land und Leute, hatte Ostpreußen auch bereist und so gab es viel Gesprächsstoff und auch Literatur- Hinweise. Eine gemeinsame Bücherbestellung brachte dann E.Ws. „Frauengeschichten“ ins Haus, die sich die Cousine bestellt hatte. Bis zu unserem Wiedersehen war es noch ein Weilchen hin und ich durfte bis dahin mich mit den Frauengeschichten vergnügen. Und es war wirklich ein Vergnügen. Mit meinen Eltern fuhr ich im Sommer 2000 nach Masuren. Und ich hatte auf dieser Reise das Gefühl: hier war ich schon einmal! Ich fühlte mich aufgehoben in Allem, besonders aber in der Natur. Sie war so ruhig, so beruhigend. Wie aus einer alten Zeit! Wir besuchten auch Wiecherts Geburtsort und -Haus und vom Reiseleiter erfuhr ich noch ein wenig mehr über den Dichter. Der Grundstein war gelegt.

³ Die „Gretchenfrage“ stammt aus dem „Faust“ von J.W. Goethe, wo in Marthens Garten Gretchen den respektablen Wissenschaftler Faust fragt: „Nun sag, wie hast du's mit der Religion?“. Seither wird eine direkte Frage, die an den Kern eines Problems geht und ein Bekenntnis verlangt, als „Gretchenfrage“ benannt.

2. *Welche Geschichte / welches Buch / welches Werk war das ?*

Nach dieser wirklich mich sehr bewegenden und verändernden Reise las ich „Wälder und Menschen“ und hier fand ich alles ausgedrückt, was ich gesehen und empfunden hatte. Und nun wollte ich mehr lesen.

3. *Welches ist heute Ihr Lieblingswerk von Wiechert - und warum ?*

Es sind „Die Jerominkinder“. Ein sprachlicher Bilderbogen der masurischen Landschaft und ihrer Bewohner. Das Leben dieser Menschen wird mit all' seinen Brüchen und Gefühlen so einfühlsam geschildert, dass ich mich beim Lesen als ein Teil davon empfinde. Und es steckt für mich auch der innere Wiechert darin. In jeder der Figuren ist ein Mosaiksplitter von Wiechert selbst

4. *Was begeistert Sie immer wieder an Wiechert ?*

Immer wieder die Sprache.. Und auch immer wieder die feine Ironie, mit der der jeweilige Zeitgeist beleuchtet wird. Die sprachliche Brillanz, auch außerhalb des „politisch Korrekten“ seine Meinung zu sagen. Und das Festhalten an Werten als Grundlage für ein gelingendes Leben.

5. *Mit welchem Werk Wiecherts haben Sie Schwierigkeiten - und warum ?*

Die früheren Werke „liegen“ mir nicht so...aber ich habe mich auch nicht so intensiv mit ihnen beschäftigt. Sie sind mir zu gewaltig, zum Teil auch in der Sprache. Ich würde mich gern noch einmal mit dem „Knecht Gottes“ beschäftigen. Zum einen weil ich es als ein „Katastrophenwerk“ in Erinnerung habe, zum anderen weil mein theologisches Fundament gewachsen ist und weil Gott immer anwesend ist in Werk Wiecherts.

6. *Was ist für Sie an Wiechert ärgerlich ?*

Manchmal ein Hang zum Pathetisch – Kitschigen .

7. *Haben Sie Verständnis dafür, dass heute junge Menschen Wiechert nicht lesen mögen*

Ich verstehe es gut, bedaure es aber sehr. Wenn ich mich aber an meine eigene Einstellung erinnere, muss ich zugeben, dass ich mit 30 Jahren auch nicht E.W. hätte lesen wollen und können. Und trotzdem versuche ich aber doch immer wieder, jüngere Menschen zu gewinnen. Gerade auch in dieser jetzigen Zeit, wo es so viel Unruhe und bei so vielen Menschen Ängste gibt.

8. *Haben Sie einmal jemanden für Wiechert begeistert - und wie ist Ihnen das gelungen?*

Einer Freundin habe ich einmal die „Jerominkinder“ ans Herz gelegt und sie fanden dort auch eine offene Tür. Sie hat sie mit viel Anteilnahme und Freude (auch an der Sprache) gelesen. Gelungen ist es mir über die Stichworte : „biografische Geschichte“ und „Sprache“. Auch eine Kollegin ließ sich einmal zu den „Jerominkindern“ verführen. Auch sie las mit Spannung und Freude. Allerdings waren beide nicht langfristig intensiver zu begeistern.

9. *Welches Werk Wiecherts würden Sie jemandem empfehlen, der Wiechert noch nie gelesen hat - und warum gerade dieses ?*

Die Frage ist nicht so einfach zu beantworten, wie sie gestellt ist. Ich denke, dass es darauf ankommt, welche Interessen und Lesegewohnheiten der betreffende Mensch bevorzugt. Ich beantworte sie einmal mit einer kleinen Gliederung. In schwierigen Lebenslagen: „Das einfache Leben“ zum Trösten. Geschichtlich und Sprachlich: „Die Jerominkinder“. Zeitdokument: "Der Totenwald "(bedingt auch „Missa Sine Nomine"). Und für neugierige und offene Menschen, die es mal mit E.W. versuchen wollen : „Die Frauengeschichten".

10. *Wen - oder was lesen Sie außer Wiechert gerne ?*

Diese Frage ist ganz schwer zu beantworten! Weil so Vielfältiges zu nennen ist. Theodor Storm, zum Beispiel, oder Siegfried v. Vegesack, Nuala O'Faolain, Elisabeth von Arnim, Tania Blixen , die weisen Texte von John O'Donohue die Gedichte von Michael Lentz, Hilde Domin, Rose Ausländer, Anneliese Merkel. Sachbücher und Biografien aus dem medizinischen, psychologischen, theologischen und geschichtlichen Spektrum.

Abschließend: ich merke beim Beantworten der Fragen, wie vielseitig doch das Werk Wiecherts ist und dass es eigentlich für jeden „Gemütszustand" ein passendes Buch gibt. Auch das macht für mich seine Faszination aus. Man kann nicht aus Büchern das LEBEN lernen - aber man kann aus Büchern auch für das Leben lernen. Dazu gehört für mich auch das Werk Ernst Wiecherts.

Danke Sigrid Apitzsch für die Beantwortung unserer Fragen !



Manche Leser werden sich noch erinnern an die

Wiechert - Briefmarke August 2000

Nicht alle fanden die Briefmarke ansprechend entworfen. In den Ernst Wiechert - Briefen stellen wir Ihnen die nicht realisierten Entwürfe der Reihe nach vor. Es gab 8 Teilnehmer mit 19 Entwürfen. In den letzten beiden Briefen fanden Sie Entwürfe von Prof. Albrecht von Bodecker und Antonia Grashberger. Heute die Entwürfe von Irmgard Hesse:



Nicht realisierte Entwürfe von **Irmgard Hesse** zu dem Wettbewerb für das Sonderpostwertzeichen 50. Todestag Ernst Wiechert August 2000



Unser Mitglied Ingrid Wolters bittet die Wiechertfreunde um Hilfe:

Die deutsche Felix-Timmermans-Gesellschaft (FTG) erforscht – gemäß ihrer Satzung – die Wirkungsgeschichte des flämischen Dichters (1886 – 1947) in Deutschland und dazu auch seine Deutschlandreisen (1928 bis 1939).

1. Felix Timmermans war „im deftigen Königsberg“. Das sagt er 1932 in seinem „Gruß an Deutschland“. Wann war er dort?

Wir haben mehrere Hinweise auf Februar 1931. Wir kennen das Porträt des Dichters von Emil Stumpp, signiert mit „Königsberg, 23.2.1931“. Es existiert ein Brief von Timmermans aus Königsberg, datiert 29.2.1931.

Hier stellen sich ein paar Fragen: War er also mehrere Tage dort? Mit wem war er zusammen, wo hat er gewohnt? Hat er auch Lesungen und Vorträge gehalten?

Anlässlich einer Lesung hat Martin Konrad aus Sterbensdorf/Ostpreußen dem Dichter eine Schrift gewidmet über Hans van Mildert, auch Meldert (der in Königsberg geboren ist, der in Antwerpen mit Rubens arbeitete, der 1619 den St.-Gommarus-Altar in Lier, der Heimatstadt von Timmermans, schuf).

2. Felix Timmermans und Ernst Wiechert sind einander begegnet. Wann und wo?

Lia Timmermans, die älteste Tochter des Dichters, schreibt: „Da war auch ein Buch, über das er oft mit mir gesprochen hat (das war 1938 oder 1939), *Das einfache Leben* von Ernst Wiechert, einem Autor, mit dem er ein paar Abende verbracht hat in einem Hotel in der Schweiz.“

3. Gibt es Aussagen von Ernst Wiechert über Felix Timmermans?

Felix Timmermans nannte in einem Interview auf die Frage, welche deutschen Autoren er besonders schätzte, als ersten Ernst Wiechert.

Wer weiß mehr zu den hier skizzierten Fakten?

Bitte, melden Sie uns hilfreiche Hinweise!

Paul und Ingrid Wolters, Tel. 02152/3560. Fax: 02152/55 91 48, paul@wolters-kempen.de



Uns erreichte im März 2013 ein Brief von **Angela Glitsch**, der Tochter des Pianisten und Wiechert- Freundes Wilhelm Kempff:

„...Sie haben mir eine große Freude gemacht mit der Übersendung der Veröffentlichungen der Internationalen Ernst- Wiechert- Gesellschaft, herzlichen Dank dafür. Meine Schwester und ich waren ein halbes Jahr bei Wiecherts zu Gast...

Ernst Wiechert hat viel Humor gehabt. Er konnte gut mit Kindern umgehen. Er war auch ein großer Hundefreund und nahm mich oft mit, wenn er mit seinem Schäferhund, der „Wolf“ hieß, spazieren ging.

Meinem Mann und mir ist es eine besondere Freude, dass Ihre Gesellschaft die Beschäftigung mit dem Leben und Werk Wiecherts dazu nutzen, Brücken zu Menschen in Polen und Russland zu bauen. Das ist ein wertvoller Dienst und sicher auch im Geiste von Ernst Wiechert. Für Ihre Arbeit in der IEWG wünsche ich Ihnen alles Gute...“



Eine Dänin schreibt einen Lebensbericht über Ihren Vater, dem ein Wiechert Gedicht in seinem Leben wichtig geworden war und überträgt das Gedicht in die dänische Sprache.

Über meinen Vater

von Kirstin Deckert

Meine Eltern waren von Ernst Wiecherts Werken sehr beeindruckt. Die Märchen haben meiner Mutter besonders gefallen und die Eltern haben vorgelesen und erzählt.

Das Gedicht "Es geht ein Pflüger übers Land" fand mein Vater in der damaligen Zeitung "Hamburger Neue Presse" (1945), wo ein Journalist, dessen Namen meinem Vater entfallen ist, seinen Artikel über das Thema "Denunziationen" mit diesem Gedicht abschloss. Mein Vater fand die Privatadresse des Journalisten und suchte ihn auf, um mit ihm über dieses Gedicht zu sprechen. Der Journalist fand, mein Vater solle einen Artikel schreiben über "Denunziationen".

Am 29.8. 1945 erschien Vaters Artikel von den Engländern stark gekürzt, mit der Überschrift "Volksgemeinschaft". Der Artikel handelte von der kollektiven Schuld. Vaters Artikel fand enormen Widerspruch und viele Hassbriefe, aber auch viele gute und gleichgesinnte Briefe waren Antworten, die Wichtiges aussagten.

Mein Buch über meinen Vater ist eine Übersetzung seiner Erinnerungen (geschrieben 1942 auf Grund seiner Tagebücher). Ich habe den Teil vom 1. Weltkrieg und vom Jahre 1941 in Rowno in der Ukraine übersetzt und wie ein Interview gestaltet. Es ist eine Schilderung der Erlebnisse eines jungen deutschen Soldaten und die Gedanken meines Vaters über die Geschehnisse an den verschiedenen Fronten. Im Buch erscheint auch Vaters Protestbrief an die Generäle 1941 und seine Anklage gegen die Leitung im dritten Reich wegen Völkermord. Es ist ein Spiegel eines Gotteskampfes in einer Menschenbrust. Und genau dort gehört das Gedicht "Es geht ein Pflüger übers Land" hin als Abschluss meines Buches.

Mein Vater war deutsch, meine Mutter dänisch. Nach der Pensionierung (Vater war Chemiker) zogen meine Eltern von Hamburg nach Strib beim Kleinen Belt auf Fünen. Wir fünf lebenden Kinder (jetzt alte Leute) wohnen alle in Dänemark, aber gehören zu beiden Ländern.

Ich habe versucht, einen deutschen Verlag zu finden, aber bis heute hat das nicht geklappt. In Dänemark wird das Buch im Januar erscheinen. Es ist ein wichtiges Buch. Im Jahr 2014 sind es 100 Jahre her, dass der 1. Weltkrieg ausbrach. Es ist nicht so lange her, und ich hoffe, dass die Menschheit etwas gelernt haben für ihre Zukunft. Auch deshalb ist das Buch wichtig in meinen Augen. Mein Vater war erst Infanterist, dann Offizier und Observator bei den Fliegern, schon 1917.

Mein Titel für mein Buch ist noch nicht ganz klar, da ich erst mit meinen Geschwistern darüber verhandeln muss.

Ernst Wiechert : Es geht ein Pflüger übers Land

eine Übertragung in die dänische Sprache von Kirstin Deckert 2013

Der går en plovmand over land
 og pløjer med sin kolde hånd
 alt skønt, der er på jorden.
 Tavst fører han sin skæbneplov,
 henover plan, bedrag og løgn
 og knuser os i støvet.

Han pløjer hus og gods og gård
 og olding, mand og barn og blod
 og vinen som på marken stod
 med sine kolde hænder.
 Han smiler når han sår os ud,
 han smiler når han mejer ned,
 og smilende han vender.

Rundt om de tavse skove står,
 rundt om de stille strømme går,
 mens gyldne stjerner blinker.
 Hvorledes har vi dog tilbragt
 så snakkesalig, tomt og plat
 et liv i gråd og latter.

Nu slipper vi vort gods og hus
 og tager vore sko af
 og går på bare fødder.
 Vi såede død, vi såede kval,
 og mejslet i vor pandeskal
 kainsmærket står:
 Vi angrer, vi angrer.

Om natten bankes der på dør,
 og tusind' børn derude står
 med deres tårekrukker.
 De viser deres ligtøj frem
 og stirrer fremmed på os hen
 med smerte steneøjne.

O giv de døde salt og korn,
 så månens lyse sølverhorn
 må nære deres drømme.
 Og lad os tømme deres kalk,
 den fyldte skål med tårers salt
 til sidste smertedråbe.

Og gid vi uden bitterhed
 må bære vores tiggerdragt
 og bøje os i ydmyghed.
 Så lad os bagved ploven gå,
 så længe tidslerne må stå
 og pløje og pløje.

Og led i dag og allen stund
 igennem græsset for min dør
 de mange arme fødder.
 Og giv, at jeg ej mangle må,
 lidt brød til disse sultne små
 og det, de beder om at få:
 barmhjertighed, barmhjertighed.



Die Überschrift des Gedichtes: **Es geht ein Pflüger übers Land** hat Lilie Wiechert als Titel für einen Sammelband mit Betrachtungen und Erzählungen zum Gedächtnis ihres verstorbenen Mannes gewählt. Das Buch erschien 1951 im Kurt Desch Verlag. Es verspricht, dass die Freunde Wiecherts, die mit seinem Romanwerk vertraut sind, hier dem Menschen Ernst Wiechert begegnen. Das Gedicht ist dem Buch vorangestellt. Es findet sich auch in: Sämtliche Werke 10, S 462.

Es geht ein Pflüger übers Land,
 der pflügt mit kühler Greisenhand
 die Schönheit dieser Erden.
 Und über Menschenplan — und Trug
 führt schweigend er den Schicksalspflug,
 vor dem zu Staub wir werden.

So pflügt er Haus und Hof und Gut
 und Greis und Kind und Wein und Blut
 mit seinen kühlen Händen.
 Er hat uns lächelnd ausgesät
 und hat uns lächelnd abgemäht
 und wird uns lächelnd wenden.

Rings um ihn still die Wälder stehn,
 rings um ihn still die Ströme gehn,
 und goldne Sterne scheinen.
 Wie haben wir doch zugebracht
 wie ein Geschwätz bei Tag und Nacht
 so Lachen wie Weinen.

Nun lassen Habe wir und Haus,
 wir ziehen unsre Schuhe aus
 und gehn mit nackten Füßen.
 Wir säten Tod und säten Qual.
 Auf unsren Stirnen brennt das Mal,
 wir büßen, wir büßen.

Und nächstens pocht es leis ans Tor,
 und tausend Kinder stehn davor
 mit ihren Tränenkrügen.
 Und weisen still ihr Totenhemd
 und sehn uns schweigend an und fremd
 mit schmerzversteinten Zügen.

O gib den Toten Salz und Korn
 und daß des Mondes Silberhorn
 um ihren Traum sich runde!
 Und laß indessen Zug um Zug
 uns leeren ihren Tränenkrug
 bis zu dem bitteren Grunde.

Und gib, daß ohne Bitterkeit
 wir tragen unser Bettlerkleid
 und deinem Wort uns fügen.
 Und laß uns hinterm Pfluge gehn,
 solange die Disteln vor uns stehn,
 und pflügen und pflügen.

Und führe heut und für und für
 durchs hohe Gras vor meiner Tür
 die Füße aller Armen.
 Und gib, daß es mir niemals fehlt
 an dem, wonach ihr Herz sich quält:
 ein bißchen Brot und viel Erbarmen.



Wir begrüßen in unserem Ernst-Wiechert-Brief auch sehr herzlich die neuen Mitglieder im Leitungsgremium der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft und freuen uns auf eine gute Zusammenarbeit, die dem Werk Ernst Wiecherts förderlich ist. So sagen wir ein „Willkommen“ den beiden Beisitzer Günter Bartenschlager und Dr. Marcin Golaszewki. Sie sind für Frau Christel Heinemann nachgerückt, die ihr Amt aus Altersgründen abgegeben hat und für Frau Dr. Leonore Krenzlin, die an die Stelle des verstorbenen Prof. Dr. Jürgen Fangmeier in den wissenschaftlichen Beirat gewechselt ist.

Günter Bartenschlager werden wir in seiner Begeisterung für Ernst Wiechert bald im Ernst-Wiechert-Brief kennenlernen, wenn die Redaktion auch ihm die „Gretchen-Frage“ stellt: „Wie hast du’s mit Ernst Wiechert?“



Liebe Wiechert- Freundinnen und –Freunde,

in diesem Heft finden Sie einige Beiträge aus den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts, die für manchen von uns schwer verständlich und „geschraubt“ klingen mögen, in Sprache und Ausdruck. Aber sie sind wichtig für die Dokumentation von Wiecherts Werk. Es ist sicher lohnend zu prüfen, wie einfach, natürlich aber doch gehaltvoll Wiecherts Sprache im Vergleich dazu uns heute erscheint. Obwohl einige seiner Werke zur gleichen Zeit entstanden sind.

Wir wünschen Ihnen und allen Lesern dieses Wiechert- Briefes einen schönen Herbst, viel Gutes und die Lesefreude, von der Sigrid Apitzsch in dem Interview oben geschrieben hat. Lassen Sie sich einfangen und ergreifen von den Gedanken und der Sprache Ernst Wiecherts. Im Heimatkalender des Kreises Soest 1971 (Danke Frau Wolters!) erinnert sich Julius Mocker an die Lesungen von Dichtern in der Ritterschen Buchhandlung in Soest und schreibt von Ernst Wiechert: „Als Wiechert seine Lesung beendet hatte, erhoben sich die ergriffenen Hörer schweigend, bis der Dichter durch den Mittelgang den Saal verlassen hatte.“ Lassen auch Sie sich von Wiechert erneut mitnehmen und genießen Sie eine literarische Lesestunde. Es ist immer ein Gewinn.

Bleiben Sie an unserer Seite.

Einen schönen Leseherbst wünscht Ihnen Ihr

Joachim Hensel

Ernst - Wiechert - Brief Nr. 17, September 2013

Internationale Ernst – Wiechert – Gesellschaft e.V. (IEWG)

Internet- Auftritt : www.ernst-wiechert-international.de

Vorsitzende: Dr. Bärbel Beutner, Unna

Verantwortlich für den Ernst - Wiechert – Brief :

Dr. Joachim Hensel, Weissenmoorstrasse 20a, 26345 Bockhorn, Tel 04453/71130, Fax 979943,

E-Mail: joachim-hensel@t-online.de

Der Brief erscheint unregelmäßig, meist mit 3 Ausgaben pro Jahr. Er wird an Mitglieder im Inland als Druckversion mit der Post verschickt. IEWG Mitglieder im Ausland erhalten den Brief elektronisch per E-Mail, soweit ihre Adresse bekannt ist. Der Bezug ist im Mitgliedsbeitrag zur IEWG enthalten.

Der Brief ist auch auf der Internetseite der IEWG einzusehen und von dort herunter zu laden.

Für Hinweise auf Ernst Wiechert und für Fundstellen zu seinen Werken und zu seinem Leben sind wir sehr dankbar.

Spendenkonto der Internationalen Ernst – Wiechert - Gesellschaft :

Sparkasse Dinslaken – Voerde – Hünxe Konto Nr. 163121 BLZ 352 510 00

IBAN : DE 533 525 1 0000 000 163 121 SWIFT-BIC: WELADED1DIN